

## 2.6 Rasse, Genie, Psychopathie

In seinem oben zitierten Beitrag von 1932 über den Stand der Forschung zur körperlichen Konstitution stellt Hans Bürger-Prinz fest:

„Mit der erbbiologischen Definition tritt der Konstitutionsbegriff in der Körperbaulehre sofort in Konkurrenz mit dem Rassenbegriff“,

und bei Anerkennung beider werde „ihre Überschneidung und gegenseitige Abgrenzung“ zum Problem.<sup>1</sup> Gemeint sind die Rassen der europäischen Systematik, mit der wir hier im ersten Teil befasst waren, und danach ist auch davon auszugehen, dass es sich bei diesem Problem nicht nur um eines der Körperbausystematik handelte, da das historische Projekt der Rassetypologie mit Wertungstendenzen durchsetzt ist, die zwar nicht in jedem Einzelfall der Realisierung gegeben sind, den gesamten historischen Sachverhalt aber durchaus prägen. Bevor wir uns den Stellungnahmen zum Problem des Verhältnisses der zwei Systematiken zuwenden, befassen wir uns zunächst mit der weiteren Entwicklung der Rassetypologie, da hier neue Autoren und auch Kritiker in Erscheinung treten, die zur Debatte über Kretschmers Typologie beitragen.

Die **Rassesystematik** bleibt ein vorrangiges Projekt der Anthropologie, und für dieses bleibt zunächst die quasi-polyphyletische Annahme maßgeblich: einer im Zuge der Anthropogenese erfolgten Aufspaltung der Menschheit in Haupttrassen - die auch als Subspezies bezeichnet wurden, womit die polyphyletische Denkweise besonders deutlich wird - sowie deren weitere Aufgliederung in Rassen, die sich in enorm großen, prähistorischen Zeiträumen verfestigt hätten; hiernach habe der bis heute dauernde Prozess der Rückkreuzungen begonnen, und mit ihm die Geschichte. Wie wir im ersten Teil dieser Arbeit feststellten, wurde mit dieser evolutionistischen Umformulierung einer älteren Auffassung die entgegengesetzte Tendenz der Darwin'schen Evolutionstheorie abgefangen, die alle Speziesgrenzen lockert und damit den Status sekundärer Einheiten um so mehr relativiert; eine ähnliche antitypologische Tendenz wurde für den Mendelismus und dessen mosaikartiges Grundkonzept der einzeln vererbten und kombinierten Merkmalsträger festgestellt.<sup>2</sup> Anthropologen wie Eugen Fischer nutzten den Mendelismus zur Präzisierung des für die Rassesystematik als grundlegend angesehenen Kriteriums der *Merkmalerblichkeit* und formulierten eine entsprechende selektionistische Theorie der Rassengenese, der das Prinzip der prähistorischen Typen vorausgesetzt war; wie wir schon im ersten Teil sahen, stand auf der zweiten Ebene der Rassesystematik, die der traditionellen primären Dreiteilung folgt, Europa im Mittelpunkt des Interesses, wobei mit der Anatomie zugleich die Geschichte und die gegenwärtige Gesellschaft erfasst und erklärt wurden. Ein institutionelles Beispiel für den Fortbestand dieses umfassend naturalistischen Ansatzes ist die Pariser *École d'Anthropologie*, an der die Rassesystematik als Teil der *Ethnologie* betrieben wurde - seit 1930 von George Montandon (dem Nachfolger von Georges Hervé auf dem Lehrstuhl für

Ethnologie), der wie Fischer die weiße oder europäische als höchste Hauptrasse der globalen Dreiteilung (deren Einheiten er selbst als „sous-espèces“ bezeichnet) nach Deniker in vier Rassen einteilt: die nordische, die mediterrane, die alpine (auch ostische genannt) und die dinarische.<sup>3</sup> Dass die Bemühungen um die rassetypologische Feingliederung Europas von hohen Erklärungsansprüchen angetrieben werden, die im ständigen Konflikt mit dem geringen Ertrag stehen, wird in der *Racial History of Man* (1923) von Roland Dixon deutlich, der als Professor der physischen Anthropologie an der Harvard-Universität wirkte: Während Dixon einerseits sehr skeptisch anmerkt, dass noch immer unklar sei, „whether there is any real correlation between the various criteria“ der Rassekonstruktion (er gibt dem Schädelindex die Vorrangstellung), geht er andererseits in Bezug auf Europa über das Postulat der Realität der Rassen sogar noch hinaus und stellt diese als biologischen Hintergrund des Weltkriegs vor.<sup>4</sup> Auch die beiden britischen in der Anatomie verankerten Anthropologen Sir Arthur Keith und Grafton Elliott Smith vertreten weiter die Grundauffassung uralter und relativ stabiler Differenzierungen, die von Smith systematisch auf Europa angewandt wird, wo er nach dem Vorgang von Ripley drei Rassen erkennt, deren Fragmente (einzelne Merkmalskombinationen) über den Kontinent in unterschiedlicher Konzentration verteilt seien; sein rassentypologisches Werk *Human History* (1930) wurde sehr populär,<sup>5</sup> - wie auch das Buch *Up from the Ape* (1931) von Earnest Hooton, dem Nachfolger Dixons auf dem Harvard-Lehrstuhl, der wie dieser eine implizit nominalistische Gliederung nach morphologisch-anthropometrischen und vor allem craniologischen Kriterien ausführte; sie ist auch sentimental gesehen polyphyletisch: ein „family tree“ der Menschheit zeigt als letzte Verzweigung die von Mediterranen und Nordischen, die in der Graphik ganz oben angesetzt ist.<sup>6</sup>

Hooton unterscheidet primäre als nur durch Variation und Selektion entstandene Rassen von sekundären, die durch Kreuzung und Stabilisierung per Selektion zustande gekommen seien.<sup>7</sup> Solche nach den Maßstäben der Genetik irrelevanten Unterscheidungen bestätigen das von Nancy Stepan (1982) rekonstruierte Bild einer physischen Anthropologie, die in Verfolg des alten Projekts der Klassifikation vor allem der Anatomie verhaftet blieb und den Entwicklungen der Genetik und ganz allgemein der experimentellen Biologie eher hinterherhinkte.<sup>8</sup>

Skeptische Positionen werden auf der Basis der traditionellen Grundannahme eingenommen: Franz Weidenreich sieht ebenfalls in den gegenwärtigen Bevölkerungen ein historisch gewordenenes „Rassengemisch“, aber ein so komplexes, dass er die typologische Einzeldiagnose „ein ganz unmögliches Beginnen“ nennt,<sup>9</sup> und der Göttinger Anatom Karl Saller erklärte zur Frage der Systematik, der phylogenetische Gesichtspunkt sei zwar „ungemein hypothetisch“, aber notwendig, und so postulierte er „niedere Rassen“ sowie unter diesen noch eine „Pygmäenschicht“ und teilte dann die sozusagen eigentliche Menschheit wie üblich in drei Hauptstämme und den europäischen in die vier Rassen nach Deniker.<sup>10</sup> Die von Weidenreich 1927 gebotene Definition der Rasse durch den

„gemeinsamen Besitz korrelativ gebundener und nur in bestimmten Grenzen variierender Abwandlungen gewisser Artmerkmale“<sup>11</sup> fand Saller unzureichend, weil sich die korrelative Gebundenheit der Merkmale oft als „eine lose und aufspaltbare Kombination, nicht eine erbliche Korrelation“ erweise, und daher forderte er für den Rassebegriff den Bezug auch auf einen geographischen Ort.<sup>12</sup> Dieser ist zwar rein terminologisch mit Einheiten wie der nordischen Rasse schon gegeben, aber die sentimental hochrangige Vorstellung von durch Zeitalter und Wanderungen hindurch biologisch bei sich gebliebenen Rassen wird hier durch Saller eher beschädigt; noch weiter ging in dieser Hinsicht Walter Scheidt, der hier bereits als Kritiker von Kretschmers Methode zitiert wurde:

Wie Saller wendet sich Scheidt gegen eine als die vorherrschende identifizierte Meinung, es hätte einst reine Rassen gegeben, die in der (fortdauernden) Ära der Vermischung fragmentiert worden seien, so dass „heute so gut wie jeder Mensch ein Rassenmischling“ wäre:<sup>13</sup> Bekanntlich könne eine erwiesenermaßen durch Mischung zustandegekommene Population homogener erscheinen als eine genealogisch weitaus einheitlichere; da eine eindeutige Beziehung zwischen diesen Sachverhalten nicht bestehe, sei eine andere, nicht-genealogische Ursache des Übereinstimmungsgrades erforderlich.<sup>14</sup> Als solche identifiziert Scheidt allein die *Auslese*: Intensität sowie „Richtungsähnlichkeit“ der Auslese bedingten den Übereinstimmungsgrad innerhalb einer Population und damit auch die Rassebildung.<sup>15</sup> Gemäß seiner untypologischen Auffassung bezeichnet Scheidt jede Population, in der mehrere unterschiedliche derartige Prozesse abliefen, als „Rassengemeinschaft“ - unabhängig von der Frage, ob diese Population durch Mischung zustande kam oder nicht.<sup>16</sup> Daneben steht das Konzept der „Mischlingsbevölkerung“, die nicht Folge „von rassebildender Auslese“, sondern eines Mischungsvorgangs ist - eines rezenten und gut bekannten, oder eines nicht voll realisierten - was insbesondere dann vorkomme, wenn die Unterschiede große oder sozial signifikante seien und deshalb durch „Paarungssiebung“ aufrechterhalten würden.<sup>17</sup>

Scheidt argumentierte als erster Anthropologe durchgreifend populationsgenetisch; dass er das Erscheinungsbild der existierenden Bevölkerung vor allem auf jüngere Auslesevorgänge zurückzuführen suchte und sich gegen die Möglichkeit ihrer genealogischen Herleitung von urzeitlichen Rassetypen wandte, wird von Mühlmann (1968) als „revolutionär“ bezeichnet.<sup>18</sup> Die Betonung der Veränderlichkeit gibt diesem Ansatz ein doppeltes Gesicht, denn während damit einerseits die sentimental hochrangige Möglichkeit einer rassetypologischen Universalgeschichte (die von den Nordisten betrieben wurde) geschwächt wird, gewinnt andererseits die Vorstellung einer drohenden oder allenthalben stattfindenden Degeneration ein modernes wissenschaftliches Fundament; der Ansatz ist insofern dem der rassetypologisch neutralen Eugenik verwandt. Der Übereinstimmung in der Ablehnung von Rassemystik entspricht die methodologische: Als Gegner aller typologischen Intuition betont Scheidt die Rolle der quantitativen Verfahren, insbesondere der Korrelationsrechnung.<sup>19</sup> Gegen den subjektiven Typusbegriff wendet sich auch Saller,<sup>20</sup> aber Scheidt argumentiert

wiederum besonders radikal und erweitert die Kritik zu einem Angriff auf verbreitete weltanschauliche Tendenzen (in einer 1930 gehaltenen Vorlesung für Studierende aller Fachgebiete): Der häufig als Vorwurf gebrauchte Begriff des *Mechanistischen* bedeute nichts weiter als Berechenbarkeit, und Quantifikation sei Wissenschaft schlechthin.<sup>21</sup>

Die hier ganz entgegengesetzte Schule der Anthropologie war zu dieser Zeit die um Erich von Eickstedt, der 1926 Ordinarius in Breslau wurde:<sup>22</sup> Rassen seien keine konventionellen Gebilde, wie von Saller und Weidenreich behauptet, sondern real, stellte Eickstedts Mitarbeiter W.Jankowsky fest (1930); es sei falsch, sie wie Scheidt als ausgelesene Merkmalsgruppen anzusehen, denn damit werde eine Theorie als Basis gesetzt, doch der Rasseforscher dürfe nur vom Gesehenen ausgehen.<sup>23</sup> Für die Breslauer Schule war die nordistische Wertungstendenz ebenso kennzeichnend wie für Fischer und Lenz, mit deren Präferenzen und Thesen wir bereits im ersten Teil befasst waren; wie wir dort ebenfalls feststellten, gab es keine klare Grenze zwischen den auf akademische Standards festgelegten Anthropologen und den auf eine besondere Schau rekurrierenden ariophilen Privatgelehrten. Auch die neuen Repräsentanten der letztgenannten Art, die in den 20er Jahren in die Debatte eintreten, erfreuten sich guter Beziehungen zu ähnlich gesinnten Vertretern der akademischen Anthropologie:

Hauptvertreter des **außerakademischen Nordismus** wird der Philologe Hans F.K. Günther mit seiner 1922 erschienenen *Rassenkunde des deutschen Volkes*, die schon in den 20er Jahren ein publizistischer Erfolg wird, in mehreren bearbeiteten Neuauflagen erscheint, und schließlich unter den Nationalsozialisten offiziellen Status erlangen wird.<sup>24</sup> Erkenntnistheoretisch-methodologisch ist eine Verwandtschaft zwischen Günther und Kretschmer unverkennbar, denn auch jener beginnt mit dem Rekurs auf „das sichtende Auge“, dem „gerade die Dinge, bei denen zunächst nur zu sehen ist und noch gar nicht zu denken, zu rechnen und Stellung zu nehmen“, nicht entgingen; im Unterschied zu Kretschmer verpflichtet sich Günther jedoch in keiner Weise auf Statistik, sondern bemängelt am „unbildnerisch“ gewordenen Blick des gewöhnlichen „neuzeitlichen Menschen“, dass er nicht taue zur „Erfassung des rassisch-bedingten Wesenskerns eines Menschen“, auf den „das Leibliche wie das Seelische des betrachteten Menschen in wechselseitiger Bedingtheit und Entsprechung hinweisen.“<sup>25</sup> Damit proponiert Günther das, was Kritiker der Kretschmer'schen Typologie hinter dieser zu erkennen glaubten: eine Physiognomie. Günther stellt seine Lehre als Ausdruck einer „Zeitenwende“ vor: weg von traditioneller geisteswissenschaftlicher Historik und Umweltlehren, hin zu „dem Wesen selbst, dem geschichtslosen Sein der Dinge“, „zu den unbeweisbaren, als eine Überzeugung des Blutes gegebenen, mitgeborenen Anschauungen“.<sup>26</sup> Was nun Günthers Argumentation durchweg kennzeichnet, ist, dass er auf dieser Basis auch die Lieferungen der Knochenkunde verarbeitet, woraus eine eigentümliche Mischung aus Positivismus und Intuitionismus resultiert.

Die Systematik steht bei Günther fast am Anfang, ist nicht Resultat einer langwierigen Argumentation, und wird vorgestellt mit der einfachen Behauptung, die „Forschungsergebnisse, die auch Ripley schon hatten bestimmen können“, ergäben nicht drei (wie von diesem behauptet), sondern „deutlich“ vier europäische Rassen: die nordische, westische (vormals mediterrane), ostische (vormals alpine) und dinarische.<sup>27</sup> (Auch Ripley war kein Anatom, sondern hatte als Soziologe diesen Teil seiner Lehre aus der Literatur zusammengestellt.) Es ist dies das verbreitete Viererschema nach Deniker, das auch von Fischer anerkannt wurde.

Seinen Nordismus mäßigt Günther durch relativistische Formulierungen: „Jeder Rasse kommt ihr arteigenes Schönheitsideal zu.“<sup>28</sup> Dies ist dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit dienlich, doch angesichts der zuvor gelieferten Unterscheidungen haben diese Relativierung offenbar eine rhetorische Sicherungsfunktion: Der nordische Typus mache den „Eindruck beherrschter Freiheit“, sei in den besten Fällen ausgesprochen „adeligen Wuchses“, benötige zu seiner Vollendung eine längere Reifezeit als die anderen, halte sich dann aber länger auf diesem hohen Niveau (belegt unter anderem durch die relative Schönheit und Frische sogar von „Greisinnen“ nordischer Rasse).<sup>29</sup> Den Gegentypus bildet vor allem die ostische Rasse, die mit ihrem breiten Schädel auf „kürzerem, unfrei wirkenden Hals“ dem abendländischen Schönheitsideal widerspreche und in der Malerei als typische Gestalt des Folterknechts erscheine. Der in den Konturen eher verschwommene ostische Körperbau ist nach Günther auch minder geschlechtsdifferenziert (weshalb ostische Frauen häufig Gebärschwierigkeiten hätten), während der gegentypische nordische ganz prägnant entweder männlich oder weiblich geformt sei.<sup>30</sup> Die beiden anderen Rassen (westische, dinarische) kommen hier besser weg (zumal die ostische den Mongolen nahestehe und daher „europafremd in einem gewissen Sinne“ sei),<sup>31</sup> aber die nordische hat keinen Rivalen, ist nicht nur generell „unvergleichlich reich“ an Begabungen, sondern durch eine in besonderem Maße ausgezeichnet, die dem von Günther konstruierten System im Zirkelschluss das Fundament gibt: „Die Menschen anderer Rassen, selbst die geistigeren, *blicken* umher; die geistigeren Menschen der Nordrasse *schauen*.“ Eben darin aber gründe „ihre besondere wissenschaftliche Begabung.“<sup>32</sup>

Da auch Günther alle Nationen als Gemische vorstellt, in denen fast keine Individuen mehr anzutreffen seien, die eindeutig einer europäischen Rasse zugehörten,<sup>33</sup> kommt der Deutung im Einzelfall entscheidende Bedeutung zu - vergleichbar der Diagnose einer typologischen Legierung nach Kretschmer. Während Lenz nach dem Vorgang von Chamberlain die eine günstige Selbstdiagnose erleichternde Formel der psycho-somatischen Überkreuzung besonders hervorhebt, äußert sich Günther hier skeptischer und erklärt eine volle Überkreuzung - etwa eine nordische Seele in ostischem Leib - für unmöglich; generell sind bei ihm die biologischen Nachteile der Mischung stärker betont als bei Lenz, wobei er die Formel der je rasseeigenen, also relativen Schönheit gebraucht, die bei Mischung immer gestört werde: durch Kombination „zu widersprüchlichen Gebilden“, denen auch keine „arteigene Sittlichkeit“ eigne.

Mischung erscheint hier als geradezu naturwidrig: Kombination allzu verschiedener Rasseanteile führe zu „Gebärschwierigkeiten“; wie sehr er Mischung verabscheut, wird erst klar, wenn man bedenkt, dass hier nur von Europäern die Rede ist.<sup>34</sup> Als außereuropäisches Rasseelement, das somit als Ursache solcher Probleme in Frage käme, thematisiert Günther die Juden, und wie die Formulierungen von Fischer und Lenz sind auch die seinen nicht ausgesprochen aggressiv, aber durchaus suggestiv:

Günther stellt die Juden wiederum mit relativistischen Formulierungen vor, nennt sie vorbildlich im Hinblick auf die „Festigung eines Volkstums“, lobt insbesondere den Zionismus und drückt die Hoffnung aus, ein entsprechender Gesinnungswandel der deutschen Juden werde diese zum Abgang veranlassen.<sup>35</sup> Zu den negativen Stereotypen gehört vor allem die fehlende „Schöpfergabe“.<sup>36</sup> Damit ist Günther ein Fortführer der Lehre von arischem Genie und jüdischer Imitationsfähigkeit.

Ein weiterer Fortführer dieser Lehre war Ludwig Ferdinand Clauß, vormals Student von Husserl in Freiburg und seit seiner dortigen Promotion (1921) als Privatgelehrter tätig,<sup>37</sup> der eine auf die Knochen ganz verzichtende Lehre vertrat. In seinem 1925 erstmals erschienenen kleinen Werk *Rasse und Seele*, im Untertitel als „Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt“ bezeichnet, geht er vor allem der Frage nach, „in welcher Bewegung“ die sonst nur statisch beschriebenen Formeigenschaften „wirken“: Der nordische Körper (anhand eines Fotos beschrieben) „holt vom Nacken her weit aus“, alle Linien scheinen „emporgeschleudert zu sein und in sich einen Drang zu bergen, der über die von ihnen begrenzte Gestalt hinausgreift“; dabei handele sich um eine „Bewegungsweise“, die „das Leibliche nur braucht, um an ihm in der sichtbaren Welt sich zu verwirklichen und sich zu vollenden.“ Auch Clauß proklamiert relativistisch den Eigenwert aller Rassen und ihrer Stile und legt zugleich eine Rangordnung dieser Werte nahe: Der ostische Typus ist physisch wie psychisch konturlos, ein unselbständiger und daher meist gehorsamer Mensch, der höchstens ein „Murren“ oder „Maulen“ vernehmen lasse;<sup>38</sup> der Jude ist der „aus dem Zwiespalt zwischen ‘Geist’ und ‘Fleisch’“ lebende „Erlösungsmensch“, der von letzterem befreit und nur Geist werden wolle, wohingegen zum nordischen „Vollmenschen“ gehöre, dass „Seele und Leib ein Ganzes bilden“, denn „nur aus vollsäftigem Leben erblüht ein gesunder nordischer Geist.“<sup>39</sup> Verliere der Jude seine alten Bindungen, trete an die Stelle der religiösen Vergeistigung die „Intellektualisierung“.<sup>40</sup> Diese steht durchaus im Gegensatz zum wahren geistigen Schöpfertum und ihrer höchsten Spielart, dem Genie.

Die verbreitete Tendenz, den jüdischen Anteil an der deutschen Kultur biologisch zu definieren, findet prägnanten Ausdruck in der von Wilhelm Stapel 1928 gestifteten Formel der „deutsch-jüdischen Symbiose“: Mit dem von Anton de Bary ein halbes Jahrhundert zuvor eingeführten *Symbiose*begriff war das deutsch-jüdische Verhältnis explizit als das zwischen einem Wirtsorganismus und einem hospitierenden konzeptualisiert, wobei die Frage war, ob es sich tatsächlich um ein im Sinne des Symbiosebegriffs *mutuell* nützliches handele, oder

ob nicht eher die Metapher des Schmarotzers angebracht wäre; bemerkenswert ist, dass Stapel trotz biologistischer Metaphern nicht von „Rasse“ spricht: „Volk“ ist hier der durchgängig verwendete Begriff, was die gegenseitige Durchdringung rassistischer und sozusagen ethnizistischer Begrifflichkeiten eher noch befördert.<sup>41</sup>

Günthers *Rassenkunde* wurde von akademischen Anthropologen nordistischer Gesinnung positiv aufgenommen: Fischer kritisierte lediglich Einzelheiten der Systematik (1923), und durch die Gunst von Theodor Mollison, der bis 1926 Ordinarius in Breslau war, konnte Günther an dessen Institut einige Forschungen durchführen.<sup>42</sup> Auch die Arbeit von Clauß wurde stark rezipiert<sup>43</sup> und hatte eine besonders gute Konjunktur während des Nationalsozialismus, aber Günthers Lehre war die erfolgreichere: Schon 1930 wurde ihm von der neuen NS-Regierung in Thüringen ein Lehrstuhl für Sozialanthropologie in Jena eingerichtet, und damit war er auf dem Weg zum offiziellen NS-Rasselehrer; seine Schriften erreichten bis 1944 eine Gesamtauflage von einer halben Million Exemplaren, davon die *Rassenkunde* mehr als drei Viertel. Ihr erster Vorteil gegenüber der Clauß'schen Rassephysiognomie dürfte der stärkere Bezug auf konventionelle Anthropologie durch die somatologischen Argumente gewesen sein.

Die Idee der nordischen Heldenrasse war eine Herausforderung und ein Angebot für die hochgradig nationalidentitätsrelevante germanische Altertumskunde; eine entsprechende anthropologische Korrektur wird von Gustav Kosinna vorgenommen, der das Fach als Professor an der Berliner Universität vertritt: Die Germanen seien nicht aus einem arischen „Urvolk“ asiatischer Herkunft hervorgegangen, denn die Anthropologie weise auf Skandinavien und die deutschen Küstenprovinzen als ihr Formierungsgebiet; gegen die asiatische Abkunft spreche auch, dass selbst da, wo in Asien etwas Arierblut fließe, die meisten Menschen „in feigen Weltfluchtgedanken hinbrüten, statt heldischem Kampf für hohe Ziele zu leben.“<sup>44</sup> Nach dem Vorgang von Ammon und Lapouge proklamiert er den nordischen Langkopf zum heldischen Edeltypus und den ostischen Breitkopf zum kleinlichen und materialistischen Demokraten, - nicht ohne die rettende Möglichkeit der psycho-somatischen Überkreuzung im Erbgang hervorzuheben.<sup>45</sup>

Die Nordbegeisterung war in Deutschland eine verbreitete Erscheinung: Luthhöft gibt als Beispiel eine Rede voll sehnsüchtiger Nordtümelei, gehalten 1929 auf der Nordisch-Deutschen Woche für Kunst und Wissenschaft in Kiel von dem Orientalisten und linksliberalen Politiker Carl Becker in seiner Funktion als preußischer Kultusminister, der darin auch vom gemeinsamen „Blut“ gesprochen und Luther und die historische Tat der Reformation gleichermaßen als nordisch geprägt bezeichnet habe.<sup>46</sup> Auf dieser Veranstaltung hielt auch Oswald Bumke eine Rede, in der er ohne Verwendung des Wortes Rasse die Rückbesinnung auf den nordischen Geist lobt.<sup>47</sup> Diese Gedankengänge machen jedoch ein fundamentales Problem des Nordismus deutlich, dem nicht mit den Mitteln der flexiblen (Selbst-)Diagnose beizukommen war: Die Verherrlichung des Nordens ist kein die Nation einigendes, sondern eher ein **spalterisches Motiv**, was nicht erst der Nationalsozialismus an der Macht erkannte, sondern schon Günther, der

in seiner *Rassenkunde* fordert, diese Lehre nicht lautstark zu verkünden.<sup>48</sup> Das Problem ist ein doppeltes: nicht nur der Lokalisierung der Heldenrasse, sondern auch ihrer Wesensbestimmung, und Günther nahm sich beider Aspekte an: Nachdem Lenz den nordischen Typus mit dem Bild des ausfahrenden Wikingers illustrierte,<sup>49</sup> das nicht nur zu Assoziationen mit Führertum und militärischer Disziplin einlädt, sondern auch eine antibürgerliche, geradezu anarchische Latenz birgt, setzt Günther - als wäre einem gesellschaftlich-politischen Bedürfnis nachzukommen - in der 12.Auflage 1928 der nordischen die bodenständige, zuverlässige und körperlich massigere „fälische“ Bruderrasse an die Seite, die 1924 von Fritz Paudler als „dalische“ konzipiert worden war.<sup>50</sup> Damit war aus den Eigenschaften, die früher mit negativer Tönung als solche der alpinen Rasse - die nun ostische heißt - identifiziert und ausgegrenzt worden waren, eine günstigere Komponente ausgegliedert und biologisch nostrifiziert. Günther hatte schon vorher betont, diese Rassenlehre sei nicht gegen einzelne Personen gerichtet, sondern solle der Mehrung nordischen Blutes im Zuge der Generationen dienen: „Nordisches Blut verpflichtet“ - insbesondere zu bewusster Gattenwahl, aber es sei „jede Neigung zu einer etwaigen Nordbluts-Eitelkeit sinnlos und verächtlich“.<sup>51</sup> Wichtig sei vielmehr, die Begeisterung für nordisch-germanische Überlieferung zu wecken.<sup>52</sup> Die spalterische Potenz der Identifikation aller als verehrungswürdig vorgestellten Eigenschaften mit dem *Norden* ist damit aber nicht behoben; prägnantes Beispiel einer spalterischen These ist die Identifikation der Reformation als *nordisches* Werk durch Lenz und andere nach dem Vorgang von Lapouge, womit diese Rassenlehre im Gegensatz zu im deutschen Sprachraum fest verwurzelten Traditionen stand.<sup>53</sup> Gegen die volksspalterische Gefahr, die auch von anderen hervorgehoben wurde,<sup>54</sup> erwies sich vor allem der Antisemitismus als dienlich.

Dass der Nordismus als elitäre Ressentimentlehre, die innerhalb der europäischen Bevölkerung eine höherwertige Rasse identifizierte, die im *Norden* ihren Ursprung habe, ganz Europa kulturell befruchtete und in allen europäischen Ländern als biologische Substanz der Eliten auszumachen sei,<sup>55</sup> in den romanischen Ländern keine größeren Erfolgchancen hatte, leuchtet ohne weiteres ein und wurde hier bereits im ersten Teil angesprochen - wie auch die relativ große Resonanz in den USA: Während der Nordismus in der britischen Nachkriegs-Perspektive keinem aktuellen Bedürfnis entsprach, gab es unter den Angehörigen der alten amerikanischen Ostküsten-Elite nordeuropäischer, vor allem britischer Abstammung angesichts der starken Einwanderungsbewegung aus Süd- und Osteuropa ein Bedrohungsgefühl, das derartigen Doktrinen förderlich war. Wie Günther in Deutschland in engem Rapport mit akademischen Rassenhygienikern und Anthropologen wie Lenz, Fischer und Mollison stand, so genoss in den USA der ebenfalls fachfremde Madison Grant (ein Jurist), den wir oben (Kap.1.4) bereits zu würdigen hatten,<sup>56</sup> und dessen 1917 erstmals erschienenes Werk 1921 erneut aufgelegt wurde, weiterhin die Wertschätzung des Genetikers/Eugenikers Charles Davenport; beide waren in der exklusiven *Galton Society* organisiert und maßgeblich beteiligt an der Kampagne für strenge

Einwanderungsbeschränkungen, die 1924 Gesetz wurden.<sup>57</sup> Zu dieser Gesellschaft gehörte auch der Anthropologe Clark Wissler, seit 1905 Kurator am *American Museum for Natural History* in New York, der 1923 in seinem Buch *Man and Culture* die nordische Rasse als biologisch am wenigsten spezialisierte und somit jugendlichste vorstellte und ihr auf dieser Basis die Schlüsselrolle bei der weiteren Entwicklung der Menschheit zuerkannte.<sup>58</sup>

Fachinterne **Kritik an nordistischen Tendenzen** der Anthropologie regte sich sowohl in den USA wie auch in Deutschland, die teilweise mit Stellungnahmen zur Frage der Abgrenzung von Konstitution und Rasse verbunden ist. Weidenreich eröffnete seine 1927 erschienene Monographie *Rasse und Körperbau* mit einer Klarstellung und Distanzierung: Diese Arbeit sei eine wissenschaftliche Untersuchung, was heutzutage betont werden müsse, da manche Autoren „nur politische Zwecke“ verfolgten und nicht Wahrheit suchten, sondern „Anhänger zu werben“ versuchten, so dass in ihren Schriften „alles Tendenz“ sei.<sup>59</sup> Saller übt in dem Aufsatz über „Rasse und Konstitution“ (1929) eine entsprechende Kritik speziell an Lenz, der das Bild der nordischen Hochrasse konstruierte, indem er erwünschte Eigenschaften zusammenfüge und „alles andere nicht zu diesem angenommenen Bild Passende als nicht dazugehörig bezeichnet“; auf diese Weise „kommen wir auf denselben Standpunkt reiner Deduktion, wie er in den populären Schriften vertreten ist und mit dem objektiv wissenschaftlich nicht weiter zu kommen ist.“ Hier wie dort handele es sich um reine „Behauptungstechnik“.<sup>60</sup>

Ein Autor, der sich zu dieser Zeit mit besonders scharfen Formulierungen gegen nordistische Tendenzen wendet, ist **Kretschmer**, dessen Buch *Geniale Menschen* (1929) ihr Hauptmotiv zum Thema hat: In der rassetypologischen Literatur seien die einzelnen Eigenschaften „fast stets so einseitig und tendenziös ausgewählt“, dass insgesamt ein „Zerrbild“ herauskomme; bei dieser verbreiteten „chauvinistischen Psychologie“ handle es sich um „Verherrlichung“ und „Schwärmereien“ mit „scheinbar wissenschaftlichen Mitteln“:

„So erscheint auch in dem an sich interessanten und kenntnisreichen Rassebuch von Günther z.B. die nordische Rasse unter Umgehung grundlegendster statistischer Tatsachen als die im Grund allein ideale und schöpferische, während die alpine Rasse (der Hauptbestandteil der süddeutschen, französischen und italienischen Bevölkerung) sich in eine Herde von stumpfsinnigen, verspießerten, rundköpfigen, braunen Sklavenseelen verdunkelt.“<sup>61</sup>

Tatsächlich aber habe überhaupt noch nie eine Hochkultur ihren Schwerpunkt in einer rein nordrassischen Zone gehabt, und speziell in Deutschland seien „die Gegenden relativ reinster Nordrasse“ auffallend geniearm; dagegen sei die „überwältigende Bedeutung der nordisch-alpinen Vermischungszone für die neuere europäische Kultur“ erwiesen.<sup>62</sup> Einen ähnlichen Stellenwert hat Weidenreichs Einwand, bei den „größten deutschen Verstandesmenschen“ würden „wirkliche Langschädel überhaupt nicht vorkommen“.<sup>63</sup> Kretschmer setzt dem ganzen Argument rhetorisch die Krone auf mit der Bemerkung, eine

Untersuchung der nordischen Rasse vor Jahrtausenden - also zu der Zeit, da sie im Stande der Reinheit die attribuierten heldischen und genialen Eigenschaften ausgebildet und in höchstem Maße aufgewiesen haben sollte - hätte vielleicht „ein Werturteil gegeben, wie wir es heute über die Neger zu fällen pflegen.“<sup>64</sup> Das ganze Ausmaß dieses verbalen Gewaltakts ist zu messen an der verbreiteten Geringschätzung, die diesen entgegengebracht wurde.

Der Typus *Neger* spielte vor allem in der US-amerikanischen Rassedebatte eine große Rolle und ist besonders geeignet, die Mehrdeutigkeit der Distanzierungen von nordistischen Thesen aufzuzeigen. Dieser von Barkan detailliert rekonstruierte Vorgang setzte Mitte der 20er Jahre ein. Zuvor hatten die älteren Eugeniker wie Davenport im realen Kontext der Einwanderungsbewegungen in den Jahren um das Kriegsende eine Kampagne gegen minderwertige Elemente aus Süd- und Ost-Europa geführt hatten und damit die 1924 per Gesetz eingeführten Einwanderungsbeschränkungen mit erwirkt, deren systematische Grundlage die an der Jahrhundertwende erschienene Rassetypologie von William Ripley war.<sup>65</sup> Einflussreiche Autoren, die nach der Mitte der 20er Jahre zunehmend als *Gegner des Nordismus* auftreten, erheben nachdrücklich den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und nehmen zugleich die Position der rassistisch neutralen Eugenik ein: dies gilt für den Anthropologen Earnest Hooton ebenso wie für den im vorigen Kapitel vorgestellten Biologen Raymond Pearl.<sup>66</sup> Der mit Pearl befreundete renommierte Entomologe William Morton Wheeler, wie Hooton Professor an der Harvard-Universität, benutzte einen Aufsatz über den Einfluss einzelner Strukturelemente auf die Erscheinungsbilder von Insekten (1927), um die nordistische Ästhetik zu verspotten: Die gewöhnliche Ameise, *Formica fusca*, repräsentiere den „true Nordic type“, sei das „beau ideal of the family“, mit „well-balanced features and beautifully rounded forehead“; allein die Antennen und Kauwerkzeuge seien „decidedly inhuman“.<sup>67</sup>

Der Nordismus ist zwar mit dem Antisemitismus historisch verkoppelt, aber die Distanzierung von der einen Position impliziert nicht automatisch die Aufgabe der zweiten, und schon gar nicht die Aufgabe des traditionellen Typus *Neger*, in dem ein sozialer und kultureller Status verbunden ist mit der natürlichen Ursache eines kleineren Gehirns; entsprechende Kombinationen von Auffassungen finden sich bei den amerikanischen Nordismus-Kritikern Hooton, Pearl und Wheeler, und der Brite Julian Huxley, der später als ein Hauptprotagonist einer rasseneutralen Reformeugenik in Erscheinung trat, verband in den 20er Jahren noch die konventionelle Einordnung der Schwarzen mit der Diagnose einer relativ negerischen Position der *mediterranen* Rasse im Kontext einer allgemeinen, verbal aggressiven Warnung vor Rassemischung.<sup>68</sup>

In den von dieser Diagnostik betroffenen Ländern Italien und Frankreich konnte keine rassetypologisch zugespitzte Doktrin eine führende Stellung erreichen - nicht nur die nordistische nicht: Nicola Pende als Hauptvertreter der italienischen Eugenik und Konstitutionslehre vertrat das dort verbreitete und insbesondere auch von Mussolini übernommene Konzept der exquisit günstigen italienischen Rasse, der besonderen „latinità“; wie Pogliano hierzu fest-

stellt (1984), galt diese theoretisch günstige Beurteilung der Mischung (die insofern auch Kretschmers Auffassung nahesteht) nicht für das Verhältnis zu taxonomisch entfernteren Gruppen in Afrika, und auch nicht für die Juden.<sup>69</sup> In Frankreich entwickelte der Arzt René Martial, der in den 20er Jahren zur Schlüsselfigur der dortigen Eugenik wurde, eine Mischungs- und Züchtungslehre mittels einer aus der Baumschule stammenden Terminologie und stellte das richtige rassische „Pfropfen“ - “la greffe inter-raciale“ - als das zentrale Problem der Rassenlehre, einer entsprechenden Eugenik, sowie der Einwanderungspolitik vor.<sup>70</sup>

Das Thema der Mischung von Schwarzen und Weißen, das in den USA und den großen Kolonialmächten ein vorrangiges der Rassedebatte war, erhielt in Deutschland durch den Weltkrieg und die Besetzung besondere Aktualität - insbesondere durch die „Schwarze Schmach“ am Rhein: die Präsenz im französisch besetzten Rheinland von Soldaten aus Kolonialgebieten und vor allem die Tatsache, dass diese dort Beziehungen mit deutschen Frauen eingingen und Kinder zeugten, was als Angriff auf die deutsche Ehre und zudem als Versuch der biologischen Zersetzung gedeutet wurde. Im Unterschied zu anderen sogenannten Rassefragen kam es in dieser zu einem breiten politischen Konsens unter Einschluss der SPD, dem sich nur die USPD verweigerte, und dem sich auch die britische Linke in ihren Solidaritätsbekundungen mit der bedrohten deutschen Arbeiterklasse anschloss, indem sie ihre allgemeinmenschliche Sympathie für Afrikaner verschränkte mit dem Konzept des natürlichen Habitats.<sup>71</sup> Es ist dies ein weiteres Beispiel für die Vielfältigkeit der historischen Phänomene Rassismus.

Auf die Demontage der Primitivismusthese durch die Boas-Schule in den USA und die britische Schule der Sozialanthropologie wurde oben bereits hingewiesen.<sup>72</sup> Auch die danach unternommenen Versuche, den verschiedenen Rassen unabhängig von der Frage ihrer umfassenden evolutionsbiologischen Einordnung rein empirisch eine durchschnittlich geringere Intelligenz nachzuweisen, wurden von der Boas-Schule angegriffen; ihre Kritik beruhte auf dem Argument der im standardisierten Intelligenztest nicht berücksichtigten Kulturbedingtheit mentaler Abläufe: Otto Klineberg erklärte in seinem 1927 erschienenen Bericht über Intelligenzprüfungen bei Indianerstämmen, dass die tatsächlich festgestellten geringeren Leistungen nicht nur im bereits als kulturabhängig erkannten linguistischen Teil des Tests zustandekämen, sondern außerdem bedingt seien durch eine relative Langsamkeit der mentalen Abläufe von Menschen, die die Zivilisation der hohen Geschwindigkeit noch nicht erfasst habe.<sup>73</sup> Einige Jahre später erfolgte der spektakulärste Widerruf in diesem Forschungsbereich: Der Testpsychologe Carl Brigham, Professor an der Princeton-Universität, der dem *Committee on Scientific Problems of Human Migrations* angehörte, das in den frühen 20er Jahren einen großen Anteil am Erfolg der Propaganda für Einwanderungsbeschränkungen hatte, und der mit seiner Monographie von 1923 eines der einflussreichsten Argumente für eine empirisch ermittelte rassische Rangordnung vorgelegt hatte, erklärte 1930 das Konzept einer einheitlichen Entität „Intelligenz“ und die entsprechenden Vergleichsmethoden für haltlos, äußerte

Zweifel am Rassekonzept, und folgerte bezüglich seiner älteren Monographie: „that study with its entire hypothetical superstructure of racial differences collapses completely.“ Seine Arbeit sei nicht nur schwach wie viele derartige Studien gewesen, sondern darüber hinaus „one of the most pretentious“. <sup>74</sup> Ein ähnlicher, wenn auch weniger dramatischer Vorgang ereignete sich in Großbritannien, wo die *Eugenics Society* Mitte der 20er Jahre eine Untersuchung zur Qualität von Rassemischlingen in Auftrag gab, nachdem es seit 1919 in der Hafenstadt Liverpool zu einer Zunahme schwarzer Einwohner sowie zu Übergriffen gegen diese gekommen war: Der mit dieser Studie beauftragte John Fleure kam zu dem unerwünschten Ergebnis (1930), dass der Mulatte geistig gleichwertig sei; mit traditionellen Vorstellungen in Einklang zu bringen war seine Warnung vor der sozialen Destabilisierung durch Rassemischung, da er diesen Effekt implizit auf eine instinktmäßig verwurzelte Aversion zurückführte - ohne diese jedoch romantisch zu idealisieren, wie dies bei Sir Arthur Keith der Fall war. <sup>75</sup> Der wie Keith somatologisch arbeitende Anthropologe Hooton verwendet 1931 die Kategorie des Sozialen bereits in einer Weise, die den Einfluss der Boas-Schule erkennen lässt: Das soziale Stigma, das den Mischlingen sehr entfernter Rassen anhafte, erschwere die Beantwortung der Frage, ob auch hier der „hybrid vigor“ gegeben sei; <sup>76</sup> außerdem findet sich auch hier der vor allem von Klineberg vorgebrachte Einwand gegen die Intelligenztests: sie seien nicht kulturneutral. <sup>77</sup> Klinebergs Forschungen münden in die 1935 erschienene Monographie *Race Differences*, in der er den Forschungsstand mustert und folgert, dass es keine Belege für erhebliche erbliche mentale Unterschiede gebe; alle gegenteiligen Ergebnisse seien methodologisch schwach fundiert. <sup>78</sup>

Der Rassevergleich mittels Intelligenztest war Teil des professionellen Bestrebens der Psychologen, ihre Überlegenheit gegenüber traditionellen Experten zu beweisen, die sich an sichtbaren körperlichen Merkmalen wie der Hirngröße oder den Stigmen der Primitivität orientierten; Cyril Burt äußerte 1933 angesichts der vorliegenden Befunde die einer vorherrschenden Tendenz entsprechende Vermutung, zwischen Afrikanern und Europäern bestehe ein geringer Unterschied der durchschnittlichen Intelligenz, während die Variationsbreite beider und somit ihr „overlap“ sehr groß sei. <sup>79</sup>

Auch die Frage der jüdischen Intelligenz wurde mit diesem Mittel bearbeitet; im *British Journal of Psychology* erschien 1931 ein im Auftrag der *Jewish Health Organisation of Great Britain* von J. Rumyanek verfasster Literaturbericht zu diesem Thema, in dem verschiedene zeitgenössische Vorurteile als Anlass zur Verwissenschaftlichung der Debatte genannt werden: eine angebliche durchschnittliche Minderbegabung ostjüdischer Zuwanderer ebenso wie die umgekehrte Befürchtung der Mitwelt, die Juden seien durchschnittlich intelligenter und hätten deshalb einen relativ hohen und zunehmenden Anteil am Kulturleben des Landes; als ein Ziel der Verwissenschaftlichung nennt der Autor jedoch die Objektivierung des altbekannten Produkts: der *Hierarchie der Rassen*, während seine Argumentation aber dieses Vorhaben eher dementiert, da er nämlich aus den vorliegenden Forschungsergebnissen nicht nur die Haltlosigkeit

nordistischer Thesen folgert, sondern generell die Unmöglichkeit, komplexe soziale Phänomene in Geschichte und Gegenwart biologisch zu erklären.<sup>80</sup> So erweist sich auch hier das Argument als ein vielfältiges.

Die Eigenständigkeit des Kulturellen war die Grundposition von Franz Boas schon vor dem Weltkrieg, dessen Schule in den 20er Jahren einen zunehmenden Einfluss auch außerhalb der Universität gewann.<sup>81</sup> Die von Boas wie auch von dem führenden britischen Anthropologen A.C.Haddon in Cambridge programmatisch geforderte und betriebene Feldforschung, die der disziplinären Eigenständigkeit der Anthropologie die methodologische Basis gab, war nicht nur am Niedergang der Primitivismusdoktrin beteiligt, sondern ging seit etwa 1915 und vor allem nach dem Weltkrieg einher mit dem Bedeutungsverlust der Rasse-systematik, die zunehmend aus der vordersten Linie der Forschungsziele verschwindet; hieran beteiligt war auch C.G.Seligman, der bis 1930 das Anthropologische Institut der *London School of Economics* leitete, wo zu seinen Schülern Malinowski und andere jüngere Anthropologen gehörten, die dort in den 20er Jahren die Sozialanthropologie inaugurierten.<sup>82</sup> Der Einfluss dieser Schule ist dem der Boas-Schule hinsichtlich der Abkehr von biologistischen Denkweisen vergleichbar; in den USA war die Boas-Schule insbesondere auch der wichtigste Gegenspieler des Nordismus - der dort stärker war als in Großbritannien - sowohl innerhalb der Anthropologie als auch in der breiteren gebildeten Öffentlichkeit; sie repräsentiert dabei auch in ihrer eigenen sozialen Zusammensetzung eine wesentliche Bedingung des dortigen Abschwungs des Nordismus: die Änderungen der herkunftsmäßigen Zusammensetzung der Mittelschicht und insbesondere der akademischen Population; durch diese Kontraste und Wandlungen wird der bei aller verbalen Aggressivität durchaus defensive Charakter des elitär-dünkelhaften Nordismus besonders deutlich.

Das taxonomisch-systematische Motiv war offenbar um so stärker, je mehr es weltanschaulich befrachtet war; dies zeigt sich in den Versuchen, die Kategorien der **Rasse** und der **Konstitution** in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu bestimmen. Dabei kommen sämtliche im Umkreis des Rassebegriffs wirkenden Motive zur Geltung: so insbesondere der Nordismus und seine Abwehr, die Verkoppelung oder Trennung von Rassenlehre und Eugenik, die Frage des erkenntnismäßigen Status der Typologie; als besonderes Problem des Verhältnisses der Rassentypologie speziell zu der Kretschmer'schen Ausführung der Konstitutions-typologie erscheint ihre psychopathologische Basis und speziell die These des Übergangs zwischen Schizophrenie und schizothymem Temperament, denn eine nordistische Lektüre von *Körperbau und Charakter* muss unweigerlich an einer besonderen Variante stutzig werden und eine Umdeutung erwägen: „Feinsinnig-kühler Aristokratentypus“ heißt dort eine besondere Spielart der „schizoiden“ Übergangsform. Ihre Beschreibung durch Kretschmer veranlasst Fritz Lenz, in der zweiten Auflage des mit Baur und Fischer verfassten Standardwerks der Rassenhygiene (1923), das schizothyme Temperament der nordischen Rasse zuzuschreiben, die er als schlankwüchsig vorstellte; die zyklouthyme Wesensart

samt rundlichem Körper identifizierte er mit dem Osten.<sup>83</sup> Diese Gleichung wird von Günther in seiner *Rassenkunde* noch systematischer ausgeführt: das schizothyme Temperament sei anscheinend das nordische, das zyklothyme das ostische und auch dinarische; Kretschmer hätte dies in Betracht ziehen sollen.<sup>84</sup>

Etwas zurückhaltender als Lenz sprach Fischer in einem Referat vor der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Tübingen 1924 von dieser Angelegenheit als einer noch zu klärenden; für die entsprechenden Versuche, die auch in seinem Institut unternommen wurden, ist sein Hinweis kennzeichnend, dass hier eine Häufigkeitsbeziehung zu ermitteln sei: Eine Konstitution, die bei einer Rasse in ganz besonderem Maße vorhanden sei, habe insofern als „Rassenmerkmal“ zu gelten.<sup>85</sup> Umgesetzt wird dieser Hinweis in Bezug auf das Merkmal, das in Anbetracht der obwaltenden weltanschaulichen Tendenzen als das schwierigste zu gelten hat: die mit der Gleichung von nordischer Rasse und leptosom-schizothymen Konstitution implizierte Häufung der Schizophrenie bei der nordischen Rasse. Der erste Autor aus der *Psychiatrie*, der in der Literatur der Nachprüfungen und grundsätzlichen Stellungnahmen zu Kretschmers Typologie diese zu einer der Rassen umdeutet, ist der Anstaltsarzt und frühere Hoche-Assistent Ludwig Stern-Piper (1923);<sup>86</sup> ebenso verfährt kurz darauf Josef Berze (1923), der sich dabei ausdrücklich auf Günther beruft.<sup>87</sup> Ein weiterer Psychiater, der diesen als wissenschaftlichen Autor ernst nimmt, ist Kretschmers späterer Mit-Autor Ferdinand Kehrer, der unter Verweis auf Günthers *Rassenkunde* die Massenuntersuchung verschiedener „Rassenstämme“ anregt (1923).<sup>88</sup>

Das Argument der Häufigkeitsverteilung erscheint kurz darauf in der Diskussion über die von Günther und Lenz aufgestellte Gleichung: 1925 melden in je eigenen Beiträgen der Psychiater Friedrich von Rohden, der Vererbungspathologe Otmar von Verschuer und Fischers Assistent K.O.Henckel (der zuvor bei Rüdin eine der ersten Untersuchungen der Körperbau-Psychose-Relation durchgeführt hatte) eine unterschiedliche geographische Verteilung nordischer Rassenelemente und Schizophrenie; außerdem werden unterschiedliche Häufungen der Kretschmer'schen somatologischen Typenkriterien und der rasse-typologischen (wie Haarfarbe, Augenfarbe) festgestellt.<sup>89</sup> Einen anderen Einwand, der zu dieser Zeit bereits obsolet war, aber bestehende Sensibilitäten deutlich zum Ausdruck bringt, erhob ein Psychiater in dem Zentralorgan dieses Fachs: Nordische Astheniker seien „immer unvorstellbar“ und stünden jedenfalls im Widerspruch zum „nordischen Schönheitsideal“.<sup>90</sup> Kretschmer hatte schon in der 2. Auflage von *Körperbau und Charakter* den zuerst asthenischen genannten Habitus in den *leptosomen* umgenannt, um ihm jeden pathologischen Beiklang zu nehmen; Nordisten wie Lenz und Günther implizierten mit ihrer Gleichung also keineswegs ein asthenisches Schönheitsideal, aber es ist auffällig, dass sie den dritten, athletischen Typus nicht in die Erwägungen einbeziehen.

Fischers Assistent Henckel bezeichnet gewisse Ähnlichkeiten von leptosomem Habitus und nordischer Rasse als „reine Konvergenzerscheinungen“ und unterscheidet Rasse und Konstitution als „durchaus autonome, dabei koordinierte Prinzipien.“<sup>91</sup> Diese begrifflichen Festlegungen werden von ihm nicht weiter

erläutert. Kretschmer betont in einer ersten ablehnenden Stellungnahme zu den vorgeschlagenen Gleichungen (1923) die unterschiedlichen Forschungsziele, die eine Koexistenz der Typologien durchaus zuließen: Der Anthropologe suche die Merkmalsgemische der heutigen Bevölkerungen über Wanderungen und Kreuzungen zurückzuführen auf die „ursprünglichen Rassetypen“, die die „Radikale“ der Rasseforschung seien; den Konstitutionsforscher hingegen interessiere nicht, ob die langen Beine eines Individuums dessen nordische Abstammung bezeugten, sondern mit welchen anderen Merkmalen sie regelmäßig gekoppelt seien - etwa mit solchen, die eine gemeinsame endokrine Bedingtheit anzeigten; er suche also nicht einen historischen, sondern einen physiologischen Typus, und der könne auch für den „Neger“ und sogar den „Rehbock“ gültig sein.<sup>92</sup> Eine Bevorzugung eines Konstitutionstyps durch Auslesevorgänge in einem so hohen Grade, dass dieser mit einem historischen Rassetyp identisch wäre, sei sehr unwahrscheinlich, weil in der Regel nicht der typologisch reine, sondern „der konstitutionell bestkompensierte Mensch“ im Vorteil sei, also „der Mensch der guten Konstitutionsmischung“.<sup>93</sup> In der Wirklichkeit werde es also nicht zur Übereinstimmung, wohl aber zu gewissen Häufungen von einzelnen Konstitutionstypen bei verschiedenen Rassen kommen; so sei der nordische Typus eher leptosom, der alpine eher pyknisch, und bei beiden sei ein Vorwiegen der entsprechenden psychischen Eigenschaften festgestellt worden, aber das habe mit systematischer Identität nichts zu tun, denn nach diesen Kriterien ließen sich auch Araber und Russen unterscheiden.<sup>94</sup>

In ähnlicher Weise argumentiert Weidenreich, dass es kein prinzipielles Problem, sondern eine Frage der Perspektive sei, ob man eine Gruppe wie etwa die besonders schlanken und großen ostafrikanischen Watussi als leptosom bezeichne oder eine systematische Bezeichnung unter dem Gesichtspunkt der Verwandtschaftsverhältnisse wähle; da aber Weidenreich ein Kritiker sowohl der Rassetypologie als auch des mehrfach determinierten Körperbautypus nach Kretschmer war, gab er dem ganzen Argument einen starken skeptischen Akzent: „Die Grenzen sind verwischt, und damit wird der Name zu einer bloßen Sache der Konvention.“<sup>95</sup> Wie Weidenreich setzte auch Saller an die Stelle der komplexen Körperbautypen die einfache Variationsreihe der Proportionen zwischen den Extremen der schmal-langen und breit-kurzen Formen (wie hier im 3. Kapitel vorgestellt); Saller deutete Kretschmers Typologie entsprechend um: Mit dieser habe Kretschmer intuitiv die Variationsreihe erfasst, und deshalb sei seine Typologie durchaus der wissenschaftlichen Weiterverarbeitung zugänglich, wohingegen die Lehre der urzeitlich reinen und nun vermischten Typen, wie sie die Breslauer Schule vertrete, überhaupt nicht verifizierbar sei.<sup>96</sup>

Aus der von Eickstedt geführten Breslauer Schule wurde dagegen signalisiert, dass man sich mit Kretschmer in der typologischen Methode einig wisse; Eickstedts Mitarbeiter Jankowsky erklärt 1930 gegen Weidenreich, dass die Konstitutionsforschung ihre Typen *nicht* „schematisch nach der gleichen Merkmalskombination“ polarisieren dürfe.<sup>97</sup> Aber gerade aus den parallelen Bestrebungen, Systematiken komplex definierter Typen aufzustellen, folgen offenbar

Abgrenzungskonflikte: Eickstedt stellt 1924 wie Lenz und Günther eine systematische Übereinstimmung fest, wobei er zwar die Konstitutionstypologie nicht wie diese quasi beschlagnahmt, aber eine klare Rangfolge aufstellt: Wegen der allenthalben starken Rassemischung werde es „meist ganz unmöglich sein“, die „unter der Rasseanlage versteckten Konstitutionstypen überhaupt zu diagnostizieren.“<sup>98</sup>

Während Eickstedt hier fachgemäß die Rasse erkenntnismäßig bevorteilt, geht Kretschmer genau umgekehrt vor und zieht die Möglichkeit in Erwägung (1924), dass vermeintliche Rassemerkmale der Anthropologen „in Wirklichkeit durch die verschiedensten anderen Faktoren möglicherweise regional entstandene Konstitutionseigentümlichkeiten wären.“<sup>99</sup> Fünf Jahr später präzisiert er dies unter Berufung auf Boas und formuliert entschiedener: Offenbar handele es sich bei den angenommenen „körperlich-seelischen Rassezeichen“ überhaupt nicht um unabänderliche „Vererbungsradikale“, sondern um umweltabhängige Erscheinungen, die insbesondere von Änderungen des Klimas und der Bodenbeschaffenheit beeinflusst würden, weshalb man Rassen am besten nur als „Standortvarietäten“ auffasse.<sup>100</sup> Der systematische geographische Bezug war eine Forderung Sallers, der die Merkmalskorrelation allein für zu schwach erachtete, um Rassen aufzustellen; ebenso äußerte sich der Wiener Ethnologe Victor Lebzelter, der diesen Bezug auch als wesentlichen Unterschied zu den Varianten der Konstitution anführte.<sup>101</sup> Für die Vertreter einer ausschließlich abstammungsbegründeten Rassensystematik und insbesondere für die Anhänger der Idee einer noch in heutigen Populationen rekonstruierbaren urzeitlichen Nordrasse war dieser systematische Standortbezug grundsätzlich unakzeptabel.

Eine besondere theoretische Möglichkeit, die Erbfestigkeit der Rasse über die der Konstitution zu stellen - im Einklang mit Eickstedt und gegen Kretschmer - wurde von Verschuer angeboten: die Differenzierung der Konstitutionen durch **Domestikation**. Nachdem Verschuer die Vermutung äußerte, die leptosomen könnten die „ausgesprochenen Domestikationserscheinungen“ sein (1925),<sup>102</sup> kontrastierte der Anatom Walter Brandt (1929) den durch langes Sitzen leptosom entwickelten Gymnasiasten mit dem Landkind, dessen breitere Form „die naturgemäße“ sei - wie auch die des Arbeiterkindes: „Im Rahmen des Volksganzen“ stehe auch die Arbeiterbevölkerung „biologisch auf einer höheren Stufe“, denn „die Schwächlinge und Minderwertigen“ würden unter den hier herrschenden Verhältnissen „ausgetilgt“, und die überlebenden entsprächen eher den „Wildformen in der freien Natur“.<sup>103</sup> Damit proklamiert er auch ein rassehygienisches Zuchtideal.

Der US-amerikanische Konstitutionstheoretiker Robert Bean, der schon 1912 seine hier im ersten Teil vorgestellten, nach dem ontogenetischen Entwicklungsgrad hierarchisierten Konstitutionstypen mit den phylogenetisch hierarchisierten Rassen parallelisiert hatte, kombinierte 1923 diese Typologie mit der der carnivoren und herbivoren Typen seines Kollegen John Bryant (1915) und mit der geläufigeren Unterscheidung zwischen schmal-langwüchsiger und breit-kurzwüchsiger Form und postulierte zwei fundamentale europäische Typen, die

aus der Fusion von nordischer und mediterraner beziehungsweise keltischer und alpiner Rasse hervorgegangen seien.<sup>104</sup> Der Anatom Charles Stockard, der wie Weidenreich und andere statt der komplex definierten Konstitutionstypen das Grundkonzept der kontinuierlich variierenden Proportionen vertrat und als Extremformen den linearen und den lateralen Typus polarisierte, lehnte Beans Operation und jede rassetypologische Herleitung der Konstitutionen ab, äußerte aber die den Rassetheorien durchaus nahestehende Vermutung, dass Individuen des linearen Typus unternehmungslustiger seien - „a trait which has caused them to set forth and discover continents and islands of the world“ -, während die lateralen mehr dazu neigten, „well-thought-out plans“ zu folgen und sich um Einzelheiten zu kümmern, was Stockard sogar euro-ethnologisch spezifizierte: Briten seien eher linear, Deutsche eher lateral - wie auch die Frau; dieses Argument erscheint hier ganz unvermittelt und ohne die sonst für ihn kennzeichnenden quantifizierenden Ausführungen.<sup>105</sup> Dieses weitere Beispiel der Spekulationsfreudigkeit von keineswegs marginalen Autoren - Stockard war Professor an der Cornell Universität und Herausgeber des *American Journal of Anatomy* - ist vor allem auch deshalb bemerkenswert, weil Stockard wie der oben zitierte Raymond Pearl als Verfechter einer von Rassemystik freien Eugenik auftrat und seine methodologische Präferenz in diesem Kontext vorstellte.<sup>106</sup>

Die verschiedenen erbhygienischen Konzepte sind in theoretisch-konzeptuellen Bestimmungen des Verhältnisses von *Rasse* und *Konstitution* enthalten: Für R.Polland (den späteren Direktor des Instituts für Erblehre und Rassenhygiene der Universität Graz, 1939-45) sind beide identisch (1925), denn „der wichtigere Teil der Konstitution, der durch die Erbmasse übertragbare, ist ganz allein durch die Rasse bedingt“; Degeneration sei die Folge der fortdauernden „wahllosen Vermischung“, denn „Vollblutrassen“ seien „etwas in sich harmonisch Abgeschlossenes und Vollendetes“, wohingegen „Mischlinge“ immer „etwas von vorn herein Minderwertiges“ an sich hätten, da (meist endokrin bedingt) die „Ausgeglichenheit aller Merkmale und Eigenschaften gestört ist.“ Daher gehe die rasseneutrale Eugenik fehl; auch sei keine ernsthafte Konstitutionslehre ohne Bezug auf Rasse möglich.<sup>107</sup>

Die entgegengesetzte Position vertritt Max Hirsch (1925), der beide Konzepte kategorisch unterscheidet: als „Massenbegriff“ der Anthropologie, der vorwiegend auf anatomische Merkmale ausgerichtet sei, und als „Individualbegriff“ der Medizin, mit dem nicht nur die Körperform, sondern zahlreiche klinisch-biologische Eigenschaften erfasst würden. Die „Eugenetik“ müsse auf diesen größeren, individualisierenden Begriff der Konstitution orientiert sein, denn es gebe keine „an sich minderwertigen Rassen“, aber in jeder gebe es „minderwertige Individuen“, und der moralische und intellektuelle Unterschied innerhalb der Rassen sei viel größer als der zwischen ihnen bestehende. „Nicht die Rasse entscheidet das Schicksal des Menschen und des Volkes, sondern die Konstitution“.<sup>108</sup> Ebenso nennt Saller (1929) als Verfechter einer rasseneutralen Eugenik die Konstitution den breiteren Begriff, der das gesamte Individuum kennzeichne; gewisse erbliche unter den konstitutionellen

Merkmale seien außerdem Gruppenmerkmale und insofern als rassische anzusprechen.<sup>109</sup> Weidenreich nennt die Konstitution geradezu das Gegenteil des Typus: das Individuelle schlechthin.<sup>110</sup>

Eine zusätzliche Unterscheidung, in der eine andere fachspezifische Perspektive zum Ausdruck kommt, trifft der Psychiater E.D. Wiersma (1929), Ordinarius in Groningen, an dessen Klinik experimentalpsychologische Untersuchungen zu Kretschmers Typen des Temperaments durchgeführt wurden: Wie Weidenreich, Saller und andere Autoren interpretiert er Kretschmers Körperbautypen als Positionen in einer kontinuierlichen Variationsreihe - was er als Zustimmung formuliert - und stellt fest, dass alle Rassen so variierten; die Körperbautypen seien mit dem *Temperament* fest und gut korreliert, das somit dem Konzept der Konstitution zuzurechnen sei, während den Rassen eher eine „psychische Struktur“ entspreche.<sup>111</sup> Wiersma trifft keine systematische Zuordnung; sein Beitrag ist vielmehr völlig wertneutral formuliert und verdeutlicht damit wiederum die Vielfalt der Kombinationen von Motiven, theoretischen Elementen und Spekulationen im Umkreis der Konzepte der Rasse und der Konstitution.

Das wichtigste spezifisch **psychiatrische** Problem, das zu einer Stellungnahme nötigt, wenn Kretschmers Typologie in nordistischer Perspektive zu einer der Rassen umgedeutet wird, ist das der *charakterologischen Auffassung der Schizophrenie*, denn würde Kretschmers Übergangsthese beibehalten, so wäre nun die *nordische Seele* eine *wesensmäßig schizophreniegeneigte*. Dies wird keineswegs von jedem Nordisten perhorresziert. Lenz, der besagte Umdeutung durchführte, nahm eine besonders enge erbbiologische Beziehung von Schizophrenie und „schizoide Seelenverfassung“ an: Diese werde wahrscheinlich dominant vererbt (und sei daher stets manifest); aus dem Zusammentreffen zweier solcher Anlagen entstehe die Schizophrenie.<sup>112</sup> Nach Kretschmer war die schizoide Art eine Steigerung des schizothymen Normaltemperaments, das Lenz der nordischen Rasse zuschrieb; die damit implizierte Beziehung dieser Rasse zur Schizophrenie wird von Lenz nicht thematisiert, woraus nur gefolgert werden kann, dass dies für ihn kein besonderes Problem war. In ideengeschichtlicher Perspektive ist dies kein Widerspruch, da die Idee der arischen oder nordischen Hochrasse und die einer schöpferischen Kraft des Pathologischen gleichermaßen in dem großen Komplex der Genieverehrung enthalten sind und gemeinsame Ursprünge in der Romantik haben. Für nordistisch gesinnte Psychiater aber, die den psychologisch deutenden Zugang zum Wahnsinn strikt ablehnten, bestand hier ein Problem, dessen Lösung eben in der kategorischen Abtrennung der Schizophrenie von allen irgend ähnlichen Spielarten des Charakters lag, denn damit war sie zugleich von der nordischen Seele getrennt: So verfährt Stern-Piper in seiner oben zitierten Arbeit, und da er der verbreiteten Auffassung entsprechend das manisch-depressive Irresein nicht in dieser Weise kategorisch abgrenzt, ergibt sich eine durchaus innige Beziehung zwischen diesem und dem normalen Temperament der alpinen (oder ostischen)

Rasse.<sup>113</sup> Auch der oben an gleicher Stelle zitierte Josef Berze verfährt nach diesem Prinzip, aber während Stern-Piper die von ihm akzeptierte statistische Beziehung zwischen Schizophrenie und nordischer Rasse nach dem Diskontinuitätsprinzip als charakterologisch irrelevante Krankheitsdisposition erklärt, will Berze auch diese Möglichkeit nicht gelten lassen und mutmaßt, eine solche Häufung könnte „nur vorgetäuscht“ sein, indem nämlich der schizoide Charakter dieser Rasse die Symptome der Krankheit deutlicher hervortreten lasse.<sup>114</sup> Ganz im Geiste seines rassetypologischen Gewährsmannes Günther sieht er nicht in einer bestimmten Rasse die Voraussetzung zur Schizophrenie, sondern im Tatbestand der Mischung, dessen Defektpotential er auch mit Ammon und Lapouge belegt, womit er die Annahme der „Keimfeindschaft“ zum rassetypologischen Abstandsproblem erklärt; im Einklang mit diesen Autoren steht auch seine Identifizierung des allzu differenten und daher pathogenen Rasselements, wobei er Kretschmers eigene Feststellung hervorhebt, der schizaffine leptosome Typus sei nicht dolichocephal: Der dem nordischen Wuchs nicht entsprechende Schädel erweist sich nun als ostische Beimischung, welche mit einem erhöhten Schizophrenierisiko sozusagen bestraft wird.<sup>115</sup>

In einem ganz außerhalb der Frage einer Rasseidentität von Kretschmers Typen stehenden Beitrag bietet Eugen Bleuler eine andere Möglichkeit, diese mit einem Wertunterschied zu versehen: Der syntone (oder zylothyme) Charakter sei umweltkohärent und daher nicht zur Neuerung neigend, wohingegen der schizoide sich gegenüber der Umwelt autonom verhalte; diese Rollen seien „noch nicht genügend zu erfassen“, aber der schizoide habe offenbar „besondere Zusammenhänge mit dem männlichen Typus und beruht vielleicht auf einer Höherentwicklung“.<sup>116</sup> Eine passende körperbauliche Unterscheidung wird - unabhängig von diesem Argument - von Eugen Kahn angeboten (1928), der eine Ähnlichkeit zwischen pyknischer und weiblicher Form feststellt und hinter beiden ein „konservatives Prinzip“ vermutet.<sup>117</sup> Hier ist an Kretschmers eigene Wertakzente bei der Erörterung der Hysteriker und der Sensitiven zu erinnern, und insbesondere an den positiven Akzent auf der Gleichung von Männlichkeit und Zwangsneurose,<sup>118</sup> und auch das Genie wird von ihm eindeutig als männliche Erscheinung identifiziert,<sup>119</sup> aber weder der sexualtypologische noch der genialitätstheoretische Gesichtspunkt wird von ihm mit der Typologie von Körperbau und Charakter zusammengesgeschlossen; von seinen Konstitutionstypen ist keiner männlicher und keiner genieträchtiger.

Kretschmers Ausführungen über die **Genialen** in *Körperbau und Charakter* werden von Kurt Schneider (1922) als „außerordentlich geistvoll, aber wohl wenig tief“ bezeichnet; insbesondere äußert er die Vermutung, dass Kretschmer gar nicht für jeden einzelnen besprochenen Fall über das für eine typologische Einordnung erforderliche Material (wie Briefe) verfügte.<sup>120</sup> In einem freundlichen Schlusssatz *ad hominem* bemerkt Schneider, dass man das Werk in Kretschmers eigener Terminologie zu den „zyklothymen“ rechnen müsste - ein Gedanke, der ganz auf der Linie der Kretschmer'schen Ausweitung der Typologie in die

Gefilde des geistig-kulturellen Schaffens liegt und auch von Wolfgang Köhler (1922) ausgesprochen wird.<sup>121</sup> Ein Fachkollege, der sich positiv auf Kretschmers Geniekapitel bezieht, ist Luxenburger, der seiner erbbiologischen Orientierung als Psychiater entsprechend die „Erbkonstitution“, da sie die „Ursache des individuell-menschlichen Schicksals“ sei, auch als kausalen Faktor der stets von Menschen gemachten Geschichte ansieht; Kretschmers Ausführungen werden als besonders wichtiger Beitrag zu einer künftigen „erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsbetrachtung“ gewürdigt.<sup>122</sup>

Ein im Lichte der weiteren Entwicklung nach 1933 interessanter Fall der Anwendung von Kretschmers Typologie auf Gegenstände der Kunst ist das stark rezipierte Buch *Die Architektur Borrominis* (1930) des Kunsthistorikers Hans Sedlmayr: Nachdem er in den 20er Jahren zunächst versucht hatte, die Kulturwissenschaften an Wertheimer und die Gestalttheorie anzuschließen, vollzog er mit diesem Buch eine Wende zu Kretschmer und identifizierte Borrominis als typisch „schizothyme Kunst“; dieser Architekt verhalte sich autistisch sensu Bleuler, und sein Gesicht „mit typischem Winkelprofil“ entspreche dem von Kretschmer dem schizaffinen leptosomen Körperbau zugeschriebenen. Sedlmayr identifiziert ein schizothymes Weltbild: das cartesianische, das dualistische, das den Geist vom Organischen abspalte, das ein nicht- oder antinaturalistisches sei; damit verändert er die Unterscheidung schizothymen und zyklothymen Art zu einem Gegensatz der Werte und charakterisiert erstere negativ, - was der nordistischen Umdeutung zuwiderläuft, wobei aber dieselben Kulturklischees mobilisiert werden.<sup>123</sup>

Zu den in der Genieliteratur umstrittenen Figuren gehört insbesondere auch Goethe, von dessen Vorbildfunktion für Kretschmer oben bereits die Rede war; dennoch stellt Kretschmer - wie zuvor Moebius in seiner Goethe-Pathographie - die pathologische Seite von dessen Charakter heraus.<sup>124</sup> Gegen solche Darstellungen protestiert Gottfried Ewald, der sich Goethe „nicht zum Neurotiker stempeln“ lässt und ihn dagegen ausdrücklich als Beispiel des idealen „harmonischen Charaktertyps“ vorstellt.<sup>125</sup> Von einer anderen Warte beurteilt Lenz den Dichter, denn er teilt die allgemeine Wertschätzung nicht, aber statt der psychopathologischen Begrifflichkeit bedient er sich zu dessen Abwertung der rassietypologischen: Dass Chamberlain und andere ihn als „Musterbeispiel eines nordischen bzw. germanischen Denkers“ vorstellten, sei „geradezu lächerlich“, denn gewiss weise Goethe auch „nordische Züge“ auf, aber gegen eine solche Zuordnung spräche

„seine Scheu vor harten Wahrheiten, überhaupt vor allem, was auf hart geht, sein mangelnder Sinn für tragisches Heldentum, seine erstaunliche Fähigkeit der psychologischen Einfühlung, seine kosmopolitische Gesinnung, seine Neigung zu magisch-imponierender Aufmachung, seine brennende erotische Phantasie, die unmittelbar verwandt ist mit der des ‘Hohen Liedes’ und der von ihm so geschätzten vorderasiatischen Dichter ist.“

Ein entsprechender rassischer „Einschlag“ sei deshalb wahrscheinlich, und der sei auch körperlich bei ihm und seinen Verwandten auf der mütterlichen Seite zu erkennen. Goethe „liebt das Allzumännliche nicht“, stellt Lenz fest, und vertritt

mit diesem nordisch-maskulin-soldatischen Genieideal ein ganz anderes als Kretschmer.<sup>126</sup> Dessen Auffassung steht Eugen Kahn nahe (1928), der ebenfalls eine Beziehung sieht zwischen genialer und psychopathischer Anlage, diese aber unter anderem mit der ganz unnordischen „Leidensfähigkeit“ identifiziert.<sup>127</sup> Eine wiederum andere und ganz moderne Repräsentation des Genies, in der dessen Transformation und Entmystifizierung zum Hochbegabten zum Ausdruck kommt, findet sich im Vorwort zur englischen Ausgabe von Kretschmers *Geniale Menschen*, die von dem prominenten englischen Testpsychologen und Faktorenanalytiker Raymond Cattell besorgt wurde (1931): Die geniale Schöpferkraft, die neue und eigene Werte hervorbringe, sei in der Hauptsache eine Frage der *Intelligenz*, und die sei messbar und zu beziffern mit einem IQ-Wert; besonderes Interesse bekundet er als Eugeniker an Kretschmers Ausführungen zur Vererbung.<sup>128</sup>

Die Bedeutung von Vererbungs- und Kreuzungsvorgängen für die Genese und besondere Charakteristik der genialen Anlage wird schon in *Körperbau und Charakter* deutlich hervorgehoben; in *Geniale Menschen* tritt die typologische Diagnose in den Hintergrund, während Kretschmer nun das Thema der Mischung besonders ausführlich erörtert, wobei er sich vor allem an den züchterischen Theorien von Albert Reibmayr orientiert: Voraussetzung guter Zuchtergebnisse sei stets eine Inzuchtphase, da Mischung ohne „Vorzüchtung“ zu zufällig sei; hierzu dienten die ständischen Sonderungen, die als Vorzuchtprodukte die Talente hervorbrächten. Bei Kreuzung gut vorgezüchteter Linien komme es zu den aus der Pflanzen- und Tierzucht bekannten Vorgängen, „die man dort als ‘Luxurieren’ der Bastarde bezeichnet“; beim Menschen resultiere das Genie. Inzucht allein bedeute Starre, was sich beim Menschen an der Geniearmut der Inzuchtgebiete (speziell auch der nordrassischen) zeige, und wahllose Vermischung führe zum Untergang der vorgezüchteten Eigenschaften im „Blutchaos“.<sup>129</sup>

Die Vorlesungen, aus denen 1929 das Buch *Geniale Menschen* hervorging, hatte Kretschmer schon als Privatdozent in Tübingen gehalten; dort arbeitete eine Zeitlang auch Wilhelm Lange-Eichbaum an seinem Hauptwerk *Genie - Irrsinn und Ruhm*, das 1928 erschien.<sup>130</sup> Die biologischen Grundlagen bestimmt er ähnlich wie Kretschmer: Ebenfalls unter Berufung auf Reibmayr vermutet er die „fermentierende Wirkung“ einer besonderen „Polarisation der Eizellen“, wodurch eigentümliche innere „Schaltungen“ (als Substrat archaischer, magischer und anderer Erlebensweisen) entstünden, die nicht pathologische im Sinne des Krankheitsbegriffs, wohl aber „bionegative“ seien im weiteren Sinne einer biologisch bedingten Schwäche der allgemeinen Fähigkeit, „mit der Umwelt fertig zu werden“.<sup>131</sup> Wie Kretschmer stellt er keine Überlegungen einer aktiven Züchtung an; er wendet sich sogar explizit gegen solche Vorstellungen.<sup>132</sup> Der wesentliche Unterschied zu Kretschmer besteht darin, dass für Lange-Eichbaum die besondere Begabung und die „bionegativen“ Eigenarten zwar unerlässliche Voraussetzungen der Genese des Genies sind, aber hierzu noch nicht ausreichen, denn er definiert das Genie nicht biologisch, sondern *soziologisch* als eine

Erscheinung, zu der grundsätzlich auch „die Verbraucher“ gehören: „Genie *ist* eben nichts anderes als Anerkennung“, und das talentierte und bionegative Individuum wird zum Genie nur durch die „Wertwirkung auf eine große Gemeinde“; insofern sind ihm Kretschmers biologische Überlegungen, die er ausdrücklich als solche zunächst gutheißt, nicht ausreichend, da der „von Zeitgeist und Masse“ abstrahiere.<sup>133</sup>

Im breiteren Rahmen der biologischen Genieerklärung erscheint Kretschmers Lehre als Alternative zu den ariophil-nordistischen; ein weiterer Vergleich mit H.F.K. Günther macht die Ähnlichkeiten und Unterschiede der erbbiologischen Erklärungsmuster und der damit verbundenen Wertungstendenzen deutlich: Während Kretschmer im Sinne einer humanzoologischen Züchtungslehre die Kreuzung von nordischen und alpinen Linien als kulturträchtige vorstellt, aus der mitunter ein *genialer Bastard* hervorgehe, und dabei ausdrücklich über Reibmayr noch hinausgeht und als ganz besonders genieträchtig die ausgesprochen „brüskten Übergangsstellen“ der rasseanthropologischen Europakarte herausstellt,<sup>134</sup> erklärt Günther in einer zunächst ähnlich anmutenden Formulierung, dass die nordische Rasse auf sich allein gestellt unschöpferisch sei, stellt dann aber eine ganz andere Art von Rassegeselligkeit vor, die zum Gedeihen der stets nur nordischen Kulturkeime nötig sei: Erobern und unterwerfen müsse sie, sich irgendwo und immer wieder als Adel etablieren; das sei ihr welthistorischer Sinn; ostische Beimischung könne zur „Gesinnungslosigkeit“ und sogar zu „widerlicher Ausländerei“ führen, welche besonders in Deutschland anzutreffende Erscheinungen seien.<sup>135</sup> Eine in diesem Lichte geradezu pikante Rassediagnose ist die des Reformators Martin Luther als „nordisch-ostisch“ gemischt, nachdem seit Lapouge die Reformation als germanisch oder nordisch gewürdigt wurde - so auch von Lenz.<sup>136</sup> In diesem besonderen historischen Fall bietet Kretschmer im Rahmen seiner eigenen Typologie eine Deutungsalternative: Die pragmatische Gemütspolitik, die er ohne jeden abwertenden Unterton als Kennzeichen der ganzen frühen Reformation vorstellt, findet ihre Erklärung in der zyklotymen Wesensart Luthers und der involvierten Landesherren, die alle durch Bildnisse als Pykniker ausgewiesen seien;<sup>137</sup> dieses somatische Erscheinungsbild wird von Günther konsequent im Sinne seiner systematischen Gleichung als ostische Beimischung gedeutet.

Innerhalb des gemeinsamen Rahmens biologischer Erklärungspräferenzen gibt es eine besondere Übereinstimmung der *Gesellschaftsauffassungen* zwischen nordistischen Rassetypologen wie Günther und dem solchen Wertsetzungen abgeneigten Kretschmer: Dessen Konzept der Stände als Zuchtanstalten der Talente, die damit die Vorzucht für die Genieentstehung leisteten, ist das Konzept nicht nur von Reibmayr, sondern auch von Ammon, der als Verfechter der rassetypologischen, speziell ariophilen Sozialanthropologie ein unmittelbarer Vorläufer von Günther und anderen ist. Günther sieht in der fernen Vergangenheit die verlorene Zeit „klarer Schichtung“, das „Heldenzeitalter“, dem der Aufstieg der Massen und die Entnordung folgte; nun drohe Allvermischung das „Blutchaos“.<sup>138</sup> Das nordistische Element, das bei der rassetypologischen Aus-

gestaltung dieses nach Reibmayr auch von Kretschmer verwendeten Konzepts hinzukommt, tritt in den Auseinandersetzungen oft in den Vordergrund; wie breit dahinter die Übereinstimmungen waren, wird besonders deutlich durch die Ausführungen des Rassetypologen Eickstedt:

In einem 1924 in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift *Die Umschau* erschienen Beitrag erklärt Eickstedt, der die Präferenz für das Nordische durchaus teilte, es sei der verbreitete und gutzuheißende „Ahnenstolz“ oft mit Missverständnissen verbunden, denn der Charakter der Familie, der Sippe und anderer Vererbungsverbände liege keineswegs in Rassereinheit, welche eher Stagnation bedeute, sondern im „Gautypischen“; der „charaktervolle Gautypus“ sei oft „gerade durch eine bestimmt ‘dosierte’ Rassenmischung“ charakterisiert, die sich außerdem noch in einem „bestimmten Milieu“ entfalte. Die Mischung müsse jedoch eine „harmonische“ sein, um die Entwicklung zu begünstigen.<sup>139</sup> Nach diesen dem nordistischen Reinheitsgebot bereits widersprechenden Formulierungen - die jedoch nicht wie die insofern ähnlichen von Kretschmer mit der Ablehnung der Idee einer nordischen Hochrasse verbunden sind - geht Eickstedt noch weiter und stellt als das vorrangige biologische Problem die „Sozialmischung“ vor:

„Wie dem Gautypus das charakteristische, so wird dem Sozialtypus durch Mischung das arteigene, oft artwertvolle Wesen entzogen. So ist Sozialmischung innerhalb eines Volkes gefährlicher als Rassemischung.“

In der Großstadt, wo oft die besten hingezogen und aufgesogen würden, böten die untersten Schichten „ein völlig unausgeglichenes Gemenge von Sozialmischlingen, Rassenmischlingen, Gautypenmischlingen“.<sup>140</sup>

Die Genese von Typen durch soziale Auslese war auch ein Thema der antihereditären, kulturtheoretischen Boas-Schule; Melville Herskovits (1929) nannte als Auslesekriterien Ideale, Traditionen, Vorurteile, kurz: „social caprice“; daneben spiele „survival ability“ im biologischen Sinne keine Rolle.<sup>141</sup> Dies entspricht einer liberalen Gesellschaftsauffassung, während die auf Bewahrung einer traditionellen Ordnung ausgerichtete durch die biologische Erklärung befestigt wird und normative Kraft erhält. Die elitäre Neigung, die schon bei Günther allgegenwärtig ist, wird bei Eickstedt in geradezu verblüffender Weise deutlich, da er zur „Veranschaulichung der weltweiten Verbreitung der Sozialtypen“ das jenseits aller rassetypologischen Spezifikationen Allgemeingültige am Sozialtypus des Herrschers mit Bildern von „Negerfürsten“ illustriert, die mit „vornehmen Zügen“ imponierten und die „Würde und Intelligenz“ des „geborenen Herrschers“ ausstrahlten.<sup>142</sup> Man kann hierin ein besonderes Standesbewusstsein des Freiherrn von Eickstedt erkennen, aber es wäre dies dennoch nur eine snobistisch nuancierte Version des allgemeinen Bestrebens, die soziale Ordnung mit biologischen Argumenten zu verteidigen oder wiederherzustellen.

Indirekt wird durch Eickstedts Lehre auch die sozial integrierende Funktion der Rassemythologie deutlich, die zwar einerseits zur biologischen Begründung der Sozialordnung dient - so bei Lapouge und Ammon -, aber auch dem

rangniedrigen Individuum die Möglichkeit bietet, sich in einem anderen Bezugsrahmen als Mitglied einer hochwertigen Ganzheit und Träger ihrer Eigenschaften zu wähnen. Während die Rassemythologie dort, wo ihre nationalspalterische Potenz hervortritt, quasi in letzter Instanz in den Antisemitismus übergeht, werden von manchen dezidiert elitären Autoren beide Möglichkeiten als dumm oder unvornehm abgelehnt. Rassetypen, Gautypen und Sozialtypen dienen in je nach Autor unterschiedlicher Auswahl und Zusammensetzung zur biologischen Apologie sozialer Differenzierung und Hierarchie; die Rassetypologien bilden ebenso wie Eickstedts besondere Gau- und Sozialtypenlehre und Kretschmers Geniezuchtlehre einen Ausschnitt aus dem großen Komplex biologischer Sozial- und Geschichtslehren, die einige ihrer bekanntesten Vertreter außerhalb der Universität hatten:

Keinen Platz hatte die Idee einer in Urzeiten entstandenen arischen oder nordischen Hochrasse in der spekulativen Universalgeschichte von Oswald Spengler, auf die auch Kretschmer in *Geniale Menschen* kurz zurückgreift, wo er das junge Kulturvolk als ein verteidigungsfähiges dem absteigenden als einem bezwingbaren gegenüberstellt; da Kretschmer sich nicht um die historischen Abläufe, sondern um die biologische Aufklärung des angenommenen wiederkehrenden Ablaufs der Geniezucht bemüht, ist der Gewährsmann in diesem Zusammenhang nicht Spengler (dessen Festlegungen der Zeiträume unerwähnt bleiben), sondern Reibmayr: Wenn sich das absteigende Kulturvolk im Zuge seiner Niederlage mit dem aufsteigenden Eroberervolk vermische, könne es aus biologischen Gründen zu einer Genieperiode kommen.<sup>143</sup> Spengler vertritt im 1922 erschienenen zweiten Teil seines Hauptwerks eine späte Variante der alten Degenerationslehre und prognostiziert das Ende der Zivilisation in biologischer Sterilität.<sup>144</sup> Sein häufiger Rekurs auf das „Blut“ wird nicht rassetypologisch spezifiziert: Zwar gibt er ausdrücklich dem „Rasse“-Begriff den Vorzug gegenüber dem „Volk“, stellt ihr aber „Stämme, Sippen, Geschlechter, Familien“ gleich als Produkte „des durch Zeugungen in einer engeren oder weiteren Landschaft fortkreisenden Blutes.“<sup>145</sup> Dem Landschaftsbezug liegt eine substantielle Annahme zugrunde, mit der ein weiterer besonderer Fall der Boas-Rezeption gegeben ist: Wie vor ihm schon Jung (1918) erklärt Spengler, in den USA würden die Weißen „von Generation zu Generation der ausgerotteten Bevölkerung ähnlicher“, und damit habe der „Indianerboden seine Macht an ihnen erwiesen“; in wesentlich anderer Umwelt könne eine Rasse nicht fortbestehen.<sup>146</sup> Jung suchte mit diesem Argument die Bedeutung der Bodenlosigkeit für die überzivilisierte jüdische Psyche zu belegen. In Spenglers Darstellung sind die Juden weltstädtisch-bodenlos und nähern sich in der absteigenden Phase des historischen Zyklus dem Untergang.<sup>147</sup> Spengler hält sich jedoch nicht nur vom Nordismus, sondern auch vom politischen Antisemitismus fern und spricht sich sogar für die Assimilation aus, was zu der Zeit auf der politischen Rechten fast einzig war.<sup>148</sup>

Die Ablehnung des nordistischen Rassemythos und des Antisemitismus findet sich auch bei den sogenannten „Jungkonservativen“, die eine „konservative

Revolution“ in Deutschland forderten:<sup>149</sup> Die führenden Ideologen dieses Kreises waren Arthur Moeller van den Bruck, der mit seinem 1923 erschienenen und häufig neu aufgelegten Buch den Begriff *Drittes Reich* popularisierte, und nach dessen Selbstmord Edgar Jung mit seiner Schrift über und gegen die *Herrschaft der Minderwertigen* (1927); beide wandten sich gegen die rassebiologische Fundierung des Deutschtums (nach dem Vorgang Lagardes) - ohne dabei den Rekurs auf Blut oder Rasse aufzugeben.<sup>150</sup> Der Begriff des „Minderwertigen“ hat hier eine ganz umfassende und in unserem thematischen Rahmen relevante Bedeutung, denn Jung betreibt nicht nur die Denunziation der Weimarer Republik, sondern bezieht auch Stellung in der Frage der biologischen Entartung und ihrer Abwehr und fordert eine von Rasetheorien freie „Erbgesundheitslehre“ und entsprechende Praxis, womit er das Argument jener Eugeniker aufnimmt, die sich mit der relativen Reproduktion von Minder- und Höherwertigen befassten und deren rassetypologische Identifizierung ablehnten.<sup>151</sup> Die behauptete besondere Erbqualität des nordischen Elements zieht Jung in Zweifel und betont zugleich die volksspalterische Potenz der Rassenlehre einschließlich des Antisemitismus, die er in zeittypischer Diktion als „Materialismus des Blutes“ und „Verleugnung des Geistes“ kritisiert; so setzt er nicht wie verbreitet das Judentum, sondern ganz im Gegenteil den Antisemitismus mit dem Materialismus gleich - und in einem Zuge auch mit dem Liberalismus, denn alle seien sie „individualistischen Ursprungs“, was sich manifestiere durch die „gehässige Kampfweise vom Einzelnen zum Einzelnen“ sowie „die Aufwühlung grobstofflicher Leidenschaften“ durch eine Politik des Neides, die darin dem Marxismus gleiche. „Der neue deutsche Mensch wird das Joch des Stoffes abwerfen.“<sup>152</sup> In der antimaterialistischen Grundstimmung kam ein Rasse-dogmatiker wie Günther nicht umhin, sich gegen den „Biologismus“ als Basis der Philosophie auszusprechen - nachdrücklich und zugleich ganz beiläufig, was den Eindruck einer zeittypischen Sicherung macht.<sup>153</sup>

Neben dem verbreiteten Negativbegriff des Materialismus mobilisiert Edgar Jung auch den positiven der *Ganzheit*, die der Geist durch die Tätigkeit der „Vernunft“ im Rahmen der Philosophie herzustellen bestrebt sei, während empirische Wissenschaft „nur“ dem zerlegenden „Verstand“ entspringe.<sup>154</sup> Diese Ausführungen sind im historischen Kontext auch dadurch gekennzeichnet, dass Jung sich der entschieden geistfeindlichen Tendenz *nicht* anschließt, wie sie von Klages vertreten wird, der die Seele dem Körper zurechnet und beide gegen den lebensfeindlichen Geist in Stellung bringt: „Der heldische Mann“ vollziehe an sich die „Opferung des Leibes für den Geist“; das Organische bleibt bei Jung der Bereich des Weiblichen, repräsentiert durch die vom „Gebärtrieb“ gelenkte „mütterliche Frau“.<sup>155</sup> Indem Jung den Geist nicht umfassend bekämpft, sondern stattdessen eine Aufteilung und wertende Hierarchisierung durchführt, kommt ein disziplinierendes Motiv gegenüber dem *Jugend*begriff zur Geltung, der in der Bezeichnung des Kreises als *Jungkonservative* anklingt, während der zweite Teil des Namens dem *Ord*motiv der Arrivierten entspricht. Das problematische Verhältnis von Jugend und Ordnung im *Jugendmythos* wurde oben bereits

thematisiert; insbesondere sahen wir, wie Eduard Spranger bestrebt war, das Rebellische des Jugendmythos durch das *Führermotiv* zu zähmen, und eben dies war die geistige Operation der Jungkonservativen: Moeller van den Bruck und Edgar Jung stellten Deutschland als *junge Nation* vor, erteilten ihr einen Auftrag gegenüber dem alten Westen, und verbanden das Argument mit einem gegen Demokratie und Parteien und für das Führerprinzip;<sup>156</sup> durch Jung wird die disziplinierende Tendenz stärker noch in ein traditionell-konservatives Fahrwasser geleitet, denn nachdem Moeller van den Bruck zu den sogenannten „Nationalbolschewisten“ neigte und von Otto Strasser verehrt wurde,<sup>157</sup> betrieb Jung, der für Franz von Papen arbeitete, den Anschluss an konservative Kreise von Politikern und Industriellen. Deren expansiven Absichten entspricht Jungs großer politischer Ausgriff:

Den *Individualismus* lehnt Edgar Jung nicht nur im Leben eines Volkes, sondern auch in dem *der Völker* ab, da er den „Wertunterschied“ der „Völker und Rassen“ negiere und unterschiedslos „Selbstbestimmungsrechte“ verteile; das *kommende Reich* sollte ein hierarchischer „Bund“ von Völkern sein, die sich „der Führung des geeignetsten Volkes anvertrauen“.<sup>158</sup> Vorbild war hier das mittelalterliche römisch-deutsche Kaiserreich; als geistigen Gehalt des kommenden Reiches und historische Mission des deutschen Volkes in der Gegenwart stellte Jung die Abwehr der westlichen kulturlosen Zivilisation vor; diese Mission führte vorwärts und zurück zugleich: in ein „neues Mittelalter“.<sup>159</sup> Nicht die pauschale Ablehnung der Moderne kommt hier zum Ausdruck, sondern das Bestreben, das neue Programm der *Weltherrschaft* aus der Tradition der *Innerlichkeit* zu rechtfertigen. Ähnliche Ambivalenzen und paradoxe Fügungen sind in Bezug auf die in romantischer Perspektive verabscheute *Maschine* - insbesondere die der Kriegsführung - aufgezeigt worden; das ganze historische Phänomen wird von Herf (1984) als *reaktionärer Modernismus* bezeichnet, der in Deutschland zu einem wesentlichen Bestandteil des Nationalismus und der Ideologie der politischen Rechten wurde, während er im übrigen Europa nicht über den Status einer Mode unter Intellektuellen hinauskam.<sup>160</sup>

Die Sehnsucht nach mittelalterlichen Formen verbunden mit dem Gedanken der *Zucht* eines *Typus* artikuliert Ernst Krieck, der 1933 in hohe akademische Ämter gelangen wird; der begriffliche Spielraum dieser Literatur wird bei ihm besonders deutlich, da er einerseits nachdrücklich auch die Sehnsucht nach einem starken *Führer* artikuliert, andererseits aber den Typus nicht als *Rasse* vorstellt, sondern als platonische „Urform“, die er auch in der Natur sei: „Goethe gegen Darwin!“ Krieck wünscht die Zucht eines neuen „klassischen Menschentums“, eines „vorbildlichen Typs“.<sup>161</sup> Vorbildliche Zuchtmeister sind bei Krieck nicht nur waffentragende Helden, sondern insbesondere auch Franziskus, der mit einem besonderen „Mönchstum“ einen klassischen Menschentyp geschaffen habe; das typenbildende Ideal ist „Ausleseprinzip und Zuchtform“, verkörpert durch den „Herrscher“.<sup>162</sup> Im Vergleich mit Spengler ist diese Lehre der reine *Voluntarismus*: „In letzter Instanz“ entscheide über die „Lebensführung und den Aufbau des Gemeinschaftslebens“ der Wille; allgemeingültige Gesetze, „wie die

Entwicklungslehren des letzten Jahrhunderts sie glaubten gefunden zu haben“, gebe es nicht.<sup>163</sup> Hier kommt die Hoffnung des Bildungsbürgers zum Ausdruck, die Geschichte und soziale Fehlentwicklungen durch geistige Akte bestimmen zu können.

Der *Führer*-Begriff wird in verschiedenen Bedeutungen verwendet: Kretschmer spricht ganz allgemein vom „Führerbedarf eines Volkes“, der ohne die Stände als Talenzuchtanstalten nicht zu decken sei.<sup>164</sup> Ein ausgeprägt politisches Verlangen nach *einem* Führer gibt sein Fachkollege Bumke in einer Langemarck-Rede 1928 zu erkennen.<sup>165</sup> Hans Prinzhorn rechtfertigt 1932 die mitunter nötige „Führertat“, die stets ein „Vergehen gegen geltende Werte“ sei, ein „prometheischer Frevel“, und begrüßt eine neue Rückbesinnung auf die „uralten Bindekräfte von Blut und Boden“.<sup>166</sup> Kretschmers Erörterung von Umsturz und Revolution steht zunächst in der Tradition der Pathologisierung unerwünschter sozialer Erscheinungen - wie viele derartige Darstellungen von Psychiatern am Ende des Krieges und des Kaiserreichs:<sup>167</sup>

Urheber der Revolutionen sind nach Kretschmer nicht die „Leute der mittleren Linie“, sondern die aus ärztlicher Sicht psychisch „Abnormen“, die wie die „Bazillen“ immer dann „virulent“ werden, wenn irgendwo etwas „faul und morsch“ sei, und dann „die ganze gesunde Volksmasse in Entzündung und Gärung“ bringen, - was grundsätzlich auch für die „genialen Führertypen“ gelte, die sich von den übrigen abnormen Aktivisten nur durch ihre hervorragende Intelligenz unterschieden; Kretschmer gibt dem Begriff des Abnormen zusätzlich einen günstigen Beiklang, indem er hervorhebt, dass besagte „Leute der mittleren Linie“ nicht nur keine Revolutionen machten, sondern auch keine Gedichte schrieben.<sup>168</sup> Nach der Vereinigung dieser Aktivitäten im Geniebegriff wird an anderer Stelle der *geniale Führertypus* gerechtfertigt: In „windstillen“ Zeiten trete das Genie vor allem in Kunst und Wissenschaft in Erscheinung, aber wenn „große Katastrophen über ein Kulturvolk hereinbrechen, tritt der Held wieder in sein elementares Recht.“<sup>169</sup> Der ist damit keineswegs von der Diagnose der Abnormalität freigesprochen, aber den Ausführungen eignet eine gewisse Ambivalenz, die einerseits eine Rezeption auch aus der Perspektive des Wunsches nach einem charismatisch legitimierten Führer immerhin möglich erscheinen lässt, andererseits aber den 1933 eintretenden Revisionsbedarf deutlich erkennen lässt. Dieser Bedarf entsteht in dem ganzen Spektrum von Lehren, die eine Restitution der Ganzheit auf organischem Fundament fordern und dabei - wie hier dargestellt - in unterschiedlicher Weise mit Schlüsselbegriffen wie vor allem dem der *Rasse* umgehen.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Bürger-Prinz, „Konstitution“ (1932), S.70-71.

<sup>2</sup> Die antitypologische Tendenz wird deutlich gemacht von Carl Kronacher (Direktor des Instituts für Tierzucht und Vererbungsforchung an der Tierärztlichen Hochschule Hannover), der in seinem Lehrwerk *Neuzeitliche Vererbungslehre und Tierzucht* (1924) betont, dass nicht „der Typ als solcher“ vererbt werde, sondern „die einzelnen Faktoren selbständig ihre eigenen Wege gehen“, so dass mittels „systematischer Kombination“ bislang getrennter Einheiten der Aufbau „neuer Erbtypen und Rassen“ betrieben werden kann (S.22-23).

<sup>3</sup> G.Montandon, *La race, les races, mise au point d'ethnologie somatique* (1933), bes. S.13-14, 33; die europäische Systematik findet sich schon auf dem Titelblatt; Hierarchie nach Länge der Ontogenese: die späteste Reife und damit allein volle Individualität bei den Weißen festgestellt (S.115). Fischer, „Rassenunterschiede“ (1921), Hauptrassen S.115, Europa S.124-127. Der in Frankreich eingebürgerte Schweizer George [sic] Montandon (1879-1944) wurde eine der prominentesten Figuren der Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht: s. hier S.405.

<sup>4</sup> R.B.Dixon, *The Racial History of Man* (1923), S.3, 7; die quasi-polyphyletische Grundvorstellung: „a number of distinct types“ hätten sich in frühester Vorzeit entwickelt (S.504), Europa und Weltkrieg S.522.

<sup>5</sup> cf. Barkan, *Retreat* (1992), S.40-46.

<sup>6</sup> E.A.Hooton, *Up from the Ape* (1931), family tree S.391, Schädelindex als bestes Maß S.401. Hooton, geb.1887, war nach einem Studium an der Universität von Wisconsin, an der er 1911 promoviert wurde, 1910 als Rhodes-Stipendiat nach Oxford gegangen und hatte dort 1913 ein Diplom in Anthropologie erworben; im selben Jahr wurde er Mitarbeiter am Anthropologischen Institut der *Havard University*, wo er schließlich 1930 den Lehrstuhl erhielt: cf. *Who's Who in America*, Bd.19 1936-1937 (1936), S.1220.

<sup>7</sup> Hooton, *Ape*, S.397-398.

<sup>8</sup> Stepan, *Race*, S.138, 160.

<sup>9</sup> Weidenreich, *Rasse* (1927), S.58, 60.

<sup>10</sup> Saller, „Genotypus“ (1931), S.335-337, Aufteilung der Weißen S.364-367.

<sup>11</sup> Weidenreich, *Rasse* (1927), S.7: „Rassen sind Gruppen von Menschen, die durch den gemeinsamen Besitz korrelativ gebundener und nur in bestimmten Grenzen variierender Abwandlungen gewisser Artmerkmale übereinstimmen und diese besonderen Prägungen auch unter geänderten Lebens- und Umweltbedingungen ohne wesentliche Grenzüberschreitungen zu bewahren vermögen.“

<sup>12</sup> Saller, „Konstitution“ (1929), Rasse und geographischer Ort S.232-235; idem, „Genotypus und Phänotypus, Konstitution und Rasse in ihrer Definition und ihren gegenseitigen Abgrenzungen“, in *Anat.Anzeiger* 71 (1931), S.367-393, zur Kritik der Definition nach Weidenreich S.381-383.

<sup>13</sup> W.Scheidt, „Annahme und Nachweis von Rassenvermischung“, in *Z.Morphol.Anthropol.* 27 (1928), S.94-116, bes. S.94-95, dabei konzidiert er der französischen Schule der Jahrhundertwende um Topinard und Deniker sowie ihren Nachfolgern, sie hätten „wenigstens“ erkannt, dass die konstruierten Typen „nur ein papiernes, kein wirkliches Dasein haben konnten“. - Saller, „Konstitution“ (1929), S.395.

<sup>14</sup> Scheidt, „Rassenvermischung“ (1929), S.96.

<sup>15</sup> ibidem, S.97-98. „Der Typus als Ergebnis dieser Auslesevorgänge und als Erscheinungsbild der Rasse würde demnach bei ‘starkgezüchteten’ Populationen eine geringere Variation aufweisen als bei ‘schwachgezüchteten’ Bevölkerungen.“

- <sup>16</sup> ibidem, S.99; als die zweite Art von Uneinheitlichkeit einer Population nennt er die Typenlosigkeit infolge Vermischung zweier verschieden gezüchteter Populationen oder infolge des Ausbleibens jeglicher Züchtung (Auslese).
- <sup>17</sup> ibidem, S.99-101.
- <sup>18</sup> cf. Mühlmann, *Geschichte*, S.189-190.
- <sup>19</sup> mittels welcher insbesondere auch die Paarungssiebung zu erforschen sei: Scheidt, „Rassenvermischung“ (1928), S.105-107.
- <sup>20</sup> Saller, „Genotypus“ (1931), S.390-391.
- <sup>21</sup> Scheidt, *Kulturbiologie* (1930), S.6.
- <sup>22</sup> Egon Freiherr von Eickstedt (1892-1965) war erst Kaufmann, studierte in Berlin und Frankfurt Naturwissenschaften, Medizin und Philosophie, promoviert 1920 zum Dr.phil.nat., wird 1921 Assistent am Anatomischen Institut in Freiburg, 1924 Leiter der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien, 1928 PD in Breslau, 1933 a.o.Prof., 1934 o.Prof. für Anthropologie und Direktor der Institute für Anthropologie und Ethnologie: cf. Killy (Hg.), *Deu.Biogr.Enzykl.*, Bd.3 (1996), S.58; *Kürschners*, 5.Ausg. (1935), Spalte 274.
- <sup>23</sup> W.Jankowsky, „Konstitution, Körperbau und Rasse in ihrer gegenseitigen Beziehung und Abgrenzung“, in *Anat.Anzeiger* 70 (1930), S.470-515, Realität der Rasse S.493 (schon die alten Ägypter kannten sie), Rassetypologie durch Schauen S.494-495 (falsch wäre es daher auch, Saller zu folgen und einen geographischen Bezug in die Definition aufzunehmen).
- <sup>24</sup> Der in Germanistik promovierte H.F.K. Günther (1891-1968) erhielt 1930 von den in Thüringen an die Macht gelangten Nationalsozialisten einen Lehrstuhl für „Sozialanthropologie“ an der Universität Jena: cf. Killy/Vierhaus (Hg.), *Deu.Biogr.Enzykl.*, Bd.4 (1996), S.240; cf. Mühlmann, *Geschichte*, S.198.
- <sup>25</sup> H.F.K.Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, 3.umgearbeitete Aufl. (1923), S.7-8.
- <sup>26</sup> ibidem, S.10.
- <sup>27</sup> ibidem, S.17, die vier Rassen S.25-27.
- <sup>28</sup> ibidem, S.44.
- <sup>29</sup> ibidem, S.39-41, Greisinnen S.137.
- <sup>30</sup> ibidem, S.80-82, dagegen die Nordischen S.163.
- <sup>31</sup> ibidem, S.130,137.
- <sup>32</sup> ibidem, S.152,150.
- <sup>33</sup> ibidem, S.20.
- <sup>34</sup> ibidem, S.242-244.
- <sup>35</sup> ibidem, in einem Anhang S.432-504, zit. S.482, pro Martin Buber und Zionismus S.499-501, Gesinnungswandel und Abgang S.503.
- <sup>36</sup> ibidem, Schöpfergabe S.488.
- <sup>37</sup> Clauß (1892-1974) war nach seiner Freiburger Promotion zum Dr.phil. (1921) Privatgelehrter; er unternahm 1923-1931 völkerpsychologische Expedition; 1936 wird er in Berlin für „Rassenpsychologie“ habilitiert, 1941 als Dozent verbeamtet; wegen eines Parteiausschlussverfahrens wird er im Okt.1943 entlassen; danach arbeitet er für die SS: cf. Geuter, *Daten*, S.152.
- <sup>38</sup> L.F.Clauß, *Rasse und Seele*, 17.Aufl. (1941), Nordisch S.22,31, Eigenwert S.15-19, Osten S.171-178.

<sup>39</sup> Clauß, *Rasse* (1941), S.146-154; den Zwiespalt sieht Clauß im Gesicht, das „Mißtrauen“ bis hin zur „Gewalttätigkeit“ ausdrücke, wobei dieser Ausdruck durch das typische „Gezüge“ des Gesichts eher gehemmt werde, denn das tendiere zur „Vergeistigung“. (Demzufolge ist die Täuschung dem jüdischen Gesicht sozusagen eingebaut.)

<sup>40</sup> *ibidem*, S.169-170.

<sup>41</sup> W.Stapel, *Antisemitismus und Antigermanismus* (1928), Untertitel „Über das seelische Problem der Symbiose des deutschen und des jüdischen Volkes“, wg. „Volk“ bes. S.14, 68-71; das Buch enthält Beiträge, die Stapel als Herausgeber der Zeitschrift *Deutsches Volkstum* darin seit 1917 veröffentlicht hatte (S.5); Stapel (1882-1954), der 1911 bei Husserl in Göttingen promovierte, war erst politischer Redakteur bei dem fortschrittlich-liberalen *Stuttgarter Beobachter*, wurde 1911 von Ferdinand Avenarius in die Redaktion des *Kunstwart* geholt, nahm eine zunehmend konservativ-nationale Position ein, wurde 1918 Chefredakteur der Monatsschrift *Deutsches Volkstum*, die er zum führenden Organ des Protestantismus und der sog. konservativen Revolution macht; er begrüßt 1933 die Machtergreifung, gerät aber bald in einen Gegensatz zu den neuen Machthabern und muss 1938 die Zeitschrift einstellen: cf. Killy/Vierhaus (Hg.), *Deu.Biogr.Enzykl.*, Bd.9 (1998), S.447-448. Der biologische Symbiosebegriff wurde 1866 von Anton de Bary (1831-1888), Professor an der Universität Straßburg, eingeführt; bei den Flechten (dem ersten Gegenstand der Symbioseforschung) entsteht durch Symbiose (hier: von einer Alge und einem Pilz) sogar eine taxonomisch eigenständige Spezies: cf. E.J.Browne, „symbiosis“, in Bynum/Browne/Porter (Hg.), *Dictionary* (1981), S.407.

<sup>42</sup> wg. Günther cf. Luthhöft, *Nordische Gedanke*, S.28-39. Fischer hatte ebenfalls vier europäische Rassen gesehen: die nordische, mediterrane, alpine und dinarische, von denen die mediterrane Günthers westischer entspricht, die alpine dessen ostischer, dazu die nordische und die dinarische, in „Rassenunterschiede“ (1921), S.124-126. Mollison (1874-1952), Dr.med. Freiburg 1898, wurde 1905 Assistent bei Rudolf Martin in Zürich und dort 1910 habilitiert, 1918 o.Prof. der Anthropol. in Breslau (Nachfolge Klaatsch), und 1926 in München als Nachfolger seines im Vorjahr verstorbenen Lehrers Martin, der 1917 das dortige Ordinariat übernommen hatte: cf. U.Zängl-Kumpf, „Mollison, Theodor“, in Spencer (Hg.), *Hist.Phys.Anthropol.* (1997), Bd.2, S.679-680.

<sup>43</sup> *Meyers Lexikon* präsentiert in der 7.Aufl. (1930) unter dem Stichwort „Typenforschung“ (Bd.12, S.235) nach der traditionellen anthropometrischen der Anthropologen mit ihren somatisch definierten Rassen nur zwei Systeme: Kretschmers (als „psychiatrische Konstitutionspsychologie“) und Claußens (als „rassenpsychologische“).

<sup>44</sup> G.Kosinna, *Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit - I.Teil* (1926), S.69, 72. (Wg. Kosinna s. hier S.151.)

<sup>45</sup> *ibidem*, S.126-127.

<sup>46</sup> Luthhöft, *Nordische Gedanke*, S.208-214. Becker (1876-1933), 1902 in Berlin habilitiert und danach Professor in Hamburg (1908) und Bonn (1913), wurde 1916 Vortragender Rat im preußischen Kultusministerium, 1919 Staatssekretär, und war 1921 sowie 1925-1930 parteiloser Kultusminister unter Otto Braun, dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Preußens: cf. Killy (Hg.), *Deu.Biogr.Enzykl.*, Bd.1 (1995), S.376.

<sup>47</sup> O.Bumke, *Ansprachen und Reden* (1930), S.97.

<sup>48</sup> Günther, *Rassenkunde* (1923), S.413-414.

<sup>49</sup> Lenz, „Erblichkeit“ (1921), S.294.

<sup>50</sup> cf. Lutzhöft, *Nordische Gedanke*, S.89-91: Günther hatte bereits im Vorwort der 9.Auflage 1926 eine Überprüfung dieser Angelegenheit zugesagt; zuvor hatte er mit der 6.Auflage 1924 das System um eine fünfte, die „ostbaltische“ Rasse erweitert; 1928 kam außerdem der „sudetische“ Nebentyp oder „Schlag“ hinzu.

<sup>51</sup> Günther, *Rassenkunde* (1923), S.415-416, Gattenwahl und Eitelkeit S.420-421.

<sup>52</sup> *ibidem*, S.428.

<sup>53</sup> Lenz, „Erblichkeit“ (1921), S.292.

<sup>54</sup> Lutzhöft, *Nordische Gedanke*, nennt Ignaz Kaup S.147-148. Auch konnte von Günthers Skandinavien-Enthusiasmus (S.195-207) keine einigende Wirkung erwartet werden.

<sup>55</sup> Günther, *Rassenkunde* (1923), S.153, unter Verweis auf Ammon: die Rangordnung der Rassen fände sich auch „in der Senkrechten“ jeder europäischen Gesellschaft; S.22-23 beruft er sich auf Gobineau, auch Chamberlain, aber v.a. Lapouge und danach Woltmann.

<sup>56</sup> s. hier S.194.

<sup>57</sup> cf. Barkan, *Retreat*, S.71.

<sup>58</sup> *ibidem*, S.109-110.

<sup>59</sup> Weidenreich, *Rasse* (1927), S.V.

<sup>60</sup> Saller, „Konstitution“ (1929), S.384.

<sup>61</sup> Kretschmer, *Geniale Menschen* (1929), S.73-74: im Zerrspiegel der Gegenseite erschienen die „nordischen Helden Günthers“ als „ein ungeheures Heer von langen, langköpfigen, semmelblonden Schafsnasen“. Als weitere Motive dieser Literatur: Verfasser „haßt die Juden oder schwärmt für Aristokraten“.

<sup>62</sup> *ibidem*, S.69, 86-88.

<sup>63</sup> Weidenreich, *Rasse* (1927), S.140.

<sup>64</sup> Kretschmer, *Geniale* (1929), S.73.

<sup>65</sup> cf. Allen, „American Eugenics“, S.120-121; wg. Ripleys Buch cf. Brace, „Race Concept“, S.23.

<sup>66</sup> Hooton, *Ape* (1931), S.501, 530; wg. Pearl cf. Barkan, *Retreat* (1992), S.210-220.

<sup>67</sup> W.M.Wheeler, „The Physiognomy of Insects“, in *Quarterly Rev. Biology* 2 (1927), S.1-36. Wheeler (1865-1937) war Professor für Entomologie an der Harvard-Universität seit 1908: cf. *Who's Who in America*, Bd.19 (1936/37), S.2573; Bynum/Browne/Porter (Hg.), *Dict.Hist.Sci.*, S.493.

<sup>68</sup> cf. Barkan, *Retreat* (1992), S.213-219: Pearl, der vom kleineren Gehirn des Negers sprach und damit die sozialen Verhältnisse in den USA erklärte, gehörte wie der ebenfalls antinordistische Wheeler zu einem kleinen Kreis elitärer Akademiker des Ostküsten-Establishments, die antisemitische Vorurteile pflegten und sich über Maßnahmen gegen Juden an ihren Hochschulen verständigten; wg. Huxley S.178-189. Hooton beurteilt den Australier in herkömmlicher Weise 1931 als „a very out-of-date type of man“ vor allem wegen dessen „meager cerebral contents“: in *Ape* (1931), S.550-551.

<sup>69</sup> Pogliano, „Scienza e stirpe“, S.96: es habe in Italien eine verbreitete Aversion gegen die Juden gegeben; der moderne Antisemitismus erlangte dort jedoch keine größere Bedeutung. Von Italien besetzt waren seit 1881 Eritrea und das Somaliland, seit 1911 das Gebiet des heutigen Libyen.

<sup>70</sup> cf. W.H.Schneider, *Quantity and Quality*, S.231-248, bes. S.240-248 zu Martials 1931 erschienenem „traité de l'immigration et de la greffe inter-raciale“.

<sup>71</sup> cf. Pommerin, *Rheinlandbastarde*, S.10-22; zu den britischen Reaktionen cf. Barkan, *Retreat*, S.24.

<sup>72</sup> s. hier S.44, 263.

<sup>73</sup> O.Klineberg, „Racial Differences in Speed and Accuracy“, in *J.Abnorm.Soc.Psychol.* 22 (1927), S.273-277, bes. S.275; kennzeichnend für die ganze Orientierung der Boas-Schule ist seine programmatische Schlussfolgerung: „that the expression of quantitative differences between groups in terms of Mental Age, Intelligence Quotient [...], may hide interesting qualitative differences which deserve attention.“ (S.277). Klineberg (1899-1992) kam aus Québec und ging nach einem an der McGill-Universität in Montreal abgeschlossenen Medizinstudium (M.D. 1925) an die *Columbia University* zu Boas, wo er in Anthropologie promovierte (Ph.D. 1927); 1929 war er Forschungsassistent an der *Columbia State University*, und ab 1931 war er Dozent am Psychologischen Institut der *Columbia University*: cf. Sheehy/Chapman/Conroy (Hg.), *Biogr.Dict.Psychol.* (1997), S.327-328.

<sup>74</sup> C.G.Brigham, „Intelligence Tests of Immigrant Groups“, in *Psychol.Rev.* 37 (1930), S.158-165, zum Konzept S.158, (Selbst)kritik S.164. Carl Campbell Brigham (1890-1943), Ph.D. Princeton 1916, war 1919-1920 Assistent des Leiters des *Federal Bureau for Vocational Education* (berufliche Bildung) und ab 1920 Professor an der *Princeton University* (1920-1924 assistant prof., 1924-1927 associate prof., ab 1928 full prof.): cf. *Who Was Who in America*, Bd.2 1943-1950 (1950), S.79.

<sup>75</sup> cf. Barkan, *Retreat* (1992), Fleure S.57-63, Brigham und der US-Ausschuss S.111-112; wg. Keith cf. Brace, „Race Concept“, S.13-14.

<sup>76</sup> Hooton, *Ape* (1931), S.585-590.

<sup>77</sup> ibidem, S.591-595.

<sup>78</sup> Klineberg, *Race Differences* (1935), Kap.8 Intelligenz (S.152-177), Kap.9 über methodologische Schwächen der Intelligenzprüfungen insbesondere hinsichtlich der Probandenselektion (S.182-198).

<sup>79</sup> C.Burt, Leserbrief in *The Times*, 15.12.1933, S.10; hierzu s. hier S.323; zum fundamentalen Anspruch der Psychologen S.133.

<sup>80</sup> J.Rumyanek, „The Comparative Psychology of Jews and Non-Jews: A Survey of the Literature“, in *Brit.J.Psychol.* 21 (1931), S.404-426, bes. S.423: „The unscientific assumptions of racial superiority or inferiority has hindered the advancement of racial psychology. An exact technique which will eliminate or make allowances for nurture, and which will secure really random samplings, and evaluate the whole historical environment of a group, will have to be devised before we can range the various races in a hierarchy.“

<sup>81</sup> Der Standpunkt von Franz Boas wurde hier in Kap.1.1 im Zusammenhang mit dem Niedergang des Primitivismuskonzepts dargelegt (s. hier S. 44); er bekräftigt ihn in *Anthropology and Modern Life* (1929), S.60-61.

<sup>82</sup> cf. Barkan, *Retreat*, S.28-32: festgestellt anhand von Unterrichtsprogrammen für den Zeitraum 1915-1928. Dieses Zurücktreten ist ein graduelles; Beiträge zur Systematik der genannten Autoren sind: A.C.Haddon, *The Races of Man and Their Distribution*, 2.Aufl. (1925); C.S.Seligman, *Races of Africa* (1930), mit vielen Neuauflagen. Boas nennt in dem zitierten Werk *Anthropology* (1929) auch das Biologische als Teil der Anthropologie, deren Aufgabe es sei, „the social or racial conditions“ zu untersuchen, die das in der Gruppe anzutreffende Verhalten bestimmen (S.13), aber der adjektivisch gebrauchte Rassebegriff steht hier stellvertretend für die einer Gruppe gemeinsamen biologischen Voraussetzungen, nicht für ein Interesse an Systematik; Boas erklärt ausdrücklich typologische Vorstellungen für subjektiv

mit einem Argument, das dem Stern'schen Gedanken der Differenzierungsschwelle gleicht: je fremder das Individuum, desto mehr werde es als Repräsentant seiner Gruppe wahrgenommen, die damit als relativ homogen erscheine, während wir im engeren Kreise die individuellen Unterschiede bemerkten und unsere Gruppe differenzierter erschiene (S.21-22).

<sup>83</sup> F.Lenz, „Die Erbllichkeit der geistigen Begabung“, in Baur/Fischer/Lenz, *Grundriß*, 2.Aufl. (1923), 5.Abschnitt (S.371-433), hierzu S.422; die Identifikation mit dem Osten ist nicht auf die (europäische) ostische Rasse beschränkt, sondern reicht bis zu den Mongolen, womit wiederum die relativ asiatische Art der ostischen Rasse betont wird.

<sup>84</sup> Günther, *Rassenkunde* (1923), S.141, 148/Fn.1, 163.

<sup>85</sup> E.Fischer, „Anthropologie, Erbllichkeitsforschung und Konstitutionslehre“, in *Anthropol.Anzeiger* 1 (1924), S.188-191, bes. S.190-191.

<sup>86</sup> L.Stern-Piper, „Zur Frage der Bedeutung der psycho-physischen Typen Kretschmers“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 84 (1923), S.408-414, systematische Zuordnung S.412. Stern-Piper (k.A.-1927) war 1912 Assistent bei Hoche; er ging an die Nervenheilanstalt der Stadt Frankfurt in Köppern im Taunus, wurde dort 1.Assistent des Direktors Max Meyer; ab 1925 war er niedergelassener Nervenarzt in Solingen: cf. Kreuter, *Lexikon*, Bd.3, S.1415.

<sup>87</sup> Berze, „Beiträge“ (1923), S.152-153.

<sup>88</sup> Kehrer, „Methodische Fragen“ (1923), S.442.

<sup>89</sup> F.v.Rohden, „Über Beziehungen zwischen Konstitution und Rasse“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 98 (1925), S.255-278, bes. S.262-263, 275-277: in Deutschland eine gleichmäßige Verteilung der Schizophrenie, nicht aber der nordischen Elemente; O.v.Verschuer, „Zur Frage Körperbau und Rasse“, in *Z.Konst'lehre* 11 (1925), S.754-761, bes. S.754-757. K.O.Henckel, „Konstitutionstypen und europäische Rassen“, in *Klin.Wo'schr.* 4 (1925), S.2145-2148; idem, „Schizophrenie und nordische Rasse“, in *Z.Konst'lehre* 12 (1926), S.525-527, berichtet über eine Untersuchung in einem nach Expertenmeinung relativ rein nordrassigen Gebiet Schwedens, wo er durch Größe, Haar- und Augenfarbe sowie Dolichocephalie eindeutig als nordische zu identifizierende Personen fand, die zugleich nach Kretschmer von pyknischem Habitus seien; außerdem seien im ganzen Lande nordische Elemente und Schizophrenie ungleich verteilt.

<sup>90</sup> C.Roesler, „Ein Beitrag zur Frage 'Zusammenhänge zwischen Rasse- und Konstitutionstypen'“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 95 (1925), S.108-119, hierzu S.118.

<sup>91</sup> Henckel, „Konstitutionstypen“ (1925), S.2147.

<sup>92</sup> E.Kretschmer, „Konstitution und Rasse“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 82 (1923), S.139-147, zit. S.139-141.

<sup>93</sup> *ibidem*, S.142-143.

<sup>94</sup> *ibidem*, S.144-146.

<sup>95</sup> Weidenreich, *Rasse* (1927), Konstitutionsmerkmal als Rassemerkmal S.173, Beispiel der Watussi S.175, Konvention S.178.

<sup>96</sup> *ibidem*, S.27, 34; diese Variationsreihe gelte für alle rassischen Varianten der Menschheit (S.62, 114) und nicht nur für diese, sondern beispielsweise auch für den Schimpanse (S.164-165); Saller, „Genotypus“ (1931), S.390-391.

<sup>97</sup> Jankowsky, „Konstitution“ (1930), S.488.

<sup>98</sup> E.D.v.Eickstedt, „Betrachtungen über den Typus des Menschen“, in *Umschau* 28 (1924), S.446-453, zit. S.453.

- <sup>99</sup> Kehrer/Kretschmer, *Veranlagung* (1924), von Kretschmer nur Kap.7 (letztes), „Die Veranlagung zu den endogenen Seelenstörungen“, darin zit. S.194.
- <sup>100</sup> Kretschmer, *Geniale* (1929), S.75.
- <sup>101</sup> Lebzelter orientierte sich pragmatisch an Denikers Rassesystematik: „Konstitution und Rasse“ (1926), S.749, 791; als ein innerhalb der rassischen Gruppen besonders variables Merkmal, das daher für Konstitutionsforscher besonders beachtenswert sei, nennt er die Gesichtsform (S.752-772).
- <sup>102</sup> Verschuer, „Frage“ (1925), S.760-761.
- <sup>103</sup> Brandt, „Entwicklung“ (1929), S.575-576, 580-581; die leptosome als „Mangelform“, die pyknische als „Vollform“ auch bei M.Schmidt, *Körperbau* (1929), S.158.
- <sup>104</sup> R.B.Bean, „European Types“ (1922/23), bes. S.359-360, Ernährungstypen S.364.
- <sup>105</sup> C.R.Stockard, *The Physical Basis of Personality* (1931), S.278, 289-291. Stockard (1879-1939) hatte 1906 an der *Columbia University* in Biologie promoviert und lehrte seit 1906 an der *Cornell University*, ab 1909 als assistant prof. der Embryologie und experimentellen Morphologie, ab 1911 als Inhaber des Lehrstuhl für Anatomie; er war Schriftleiter des *American Journal of Anatomy* und Herausgeber des *Journal of experimental Zoology* und der *American Anatomical Memoirs*: cf. *Who Was Who in America*, Bd.1 1897-1942, 5.Nachdruck (1962), S.2331.
- <sup>106</sup> Stockard, *Physical Basis*, S.153: Die Idee der Aufartung durch stärkere Fortpflanzung der Hochbegabten sei Unsinn; man möge sich mit der moderateren eugenischen Idee begnügen, dass es von Vorteil wäre, wenn die Reproduktion der Bevölkerung eher von „normally capable parentage than from subnormal and incapable stock“ ausgehen würde.
- <sup>107</sup> R.Polland, „Die Beziehungen zwischen Rassen- und Konstitutionsforschung“, in *Umschau* 29 (1925), S.665-667, zit. S.666-667.
- <sup>108</sup> Max Hirsch, „Konstitution und Rasse“, in *Umschau* 29 (1925), S.305-307.
- <sup>109</sup> Saller, „Konstitution“ (1929), S.413.
- <sup>110</sup> Weidenreich, *Rasse* (1927), S.2.
- <sup>111</sup> E.D.Wiersma, „Körperbau verschiedener Rassen und Konstitutionen“, in *Z.angew. Psychol.* 33 (1929), S.136-184, Rassen S.138-143 (bei deren Bestimmung sei vor allem die Farbe der Augen, sodann auch die der Haut, die Körperlänge und die Schädelform beiziehen), Konstitutionstypen S.156-159 implizit als Variationsreihe, denn die Einteilungen von Kretschmer, Stockard und Weidenreich werden als übereinstimmend vorgestellt, psychische Korrelate S.146-148,180.
- <sup>112</sup> Lenz, „Erbanlagen“ (1923), S.286-287.
- <sup>113</sup> Stern-Piper, „Zur Frage“ (1923), S.410.
- <sup>114</sup> Berze, „Beiträge“ (1923), S.149; Stern-Piper, „Zur Frage“ (1923), S.413.
- <sup>115</sup> Berze, „Beiträge“ (1923), S.154-155 Keimfeindschaft, hier und überall im Text Lapouge als „Lapouge“; die überragende Bedeutung der Rasse etwas relativiert durch Zweifel an der Erblichkeit einer sittlichen Überzeugung (S.155), was dem Text das wissenschaftsförmige Gepräge gibt; rassetypologische Diskrepanz von Körperform und Schädelform als Beleg der Mischung S.157.
- <sup>116</sup> Bleuler, „Probleme“ (1922), S.380-381, 398.
- <sup>117</sup> Kahn, „Persönlichkeiten“ (1928), S.380. Eine weitere entwicklungsbiologische Spekulation mit völlig verschiedener Zuordnung der weiblichen Form bietet W.A.Willemsse, *Constitution-Types in Delinquency* (1932): Pyknisch-zyklothym sei die Kindform, leptosom die von

Pubertät und Senium, dazwischen die athletische als „adult masculinism“, die Frau bleibe leptosom (S.73, 246-258).

<sup>118</sup> Kretschmer, „Kritik des Unbewußten“ (1919), S.384 (s. hier S.89 ). Auch Hoffmann gibt der Zwangs-neurose einen positiven Akzent, indem er ein gehäuftes Auftreten in Sippen „von skrupulös-asketischer Lebenseinstellung“ und hohem intellektuellen Niveau feststellt, in *Zwangsneurose* (1934), S.16-17

<sup>119</sup> Kretschmer, *Geniale* (1929): „Das Genie der Frau liegt in ihren Söhnen.“ (S.126). „Die großen Frauen aber waren groß - weil sie große Männer waren.“ (S.129)

<sup>120</sup> K.Schneider, Buchkritik (1922), S.374.

<sup>121</sup> ibidem, S.375; Köhler, Buchkritik (1922), v.d.Velde, *Abneigung* (1948), S.144-147.

<sup>122</sup> H.Luxenburger, „Ziele und Wege einer erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsbetrachtung“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 116 (1928), S.327-347: Weg der „historisch-genealogischen Forschung“ als eigener Beitrag der Naturwissenschaft zur historischen Forschung S.334; wg. Kretschmer S.338-343.

<sup>123</sup> H.Sedlmayr, *Die Architektur Borrominis*, 2.verm.Aufl. (1939), hierzu S.119-136; wg. Sedlmayrs Kultur- und Dekadenzlehre und der Reihenfolge seiner Gewährsmänner cf. W.Sauerländer, „Hans Sedlmayrs Verlust der Mitte“ in *Merkur* 47 (1993), S.536-542 (Beitrag Nr.6 der Reihe „Schlüsseltexte der Kunstgeschichte“). Sedlmayr (1896-1984) war nach seiner Promotion (1923) als freier Autor tätig; er wurde 1933 an der TH Wien habilitiert, 1934 dort Assistent, 1936 o.Prof.; er entstammte dem politischen Katholizismus, stand dem österreichischen Klerikalfaschismus nahe, vertrat aber auch großdeutsche Positionen, begrüßte den Anschluss, wurde 1945 als Mitläufer entlassen: cf. P.H.Feist, „Sedlmayr, Hans“, in Betthausen/Feist/Fork (Hg.), *Metzler Kunsthistoriker Lexikon* (1999), S.378-381.

<sup>124</sup> Kretschmer, *Körp.Char.* (1921), S.159-160; idem, *Geniale* (1929), S.121 die Goethe-Sippe als „schwankender und gefährlicher Erbgang, von dem des Dichters zyklische Anlage nur ein günstiger Grenzfall ist“; idem, „Goethe“ (1932), S.39 als hypochondrisch, depressiv, suizidgeneigt, unter Verweis auf Goethes Gespräch mit Eckermann über die private Bedeutung des „Werther“-Romans.

<sup>125</sup> Ewald, *Temperament* (1928), S.67 mit Fn.

<sup>126</sup> Lenz, „Erblichkeit“ (1923), S.425.

<sup>127</sup> Kahn, „Persönlichkeiten“ (1928), S.477: „Psychopathie bedeutet nicht allein Abwegigkeit und Schwierigkeit, sondern auch Differenziertheit und Leidensfähigkeit“; ebenso un-nordistisch ist die universell-humanistische Aufforderung an den Arzt, dem Psychopathen zu begegnen in einer Haltung, „die im Grunde jeder Mensch jedem anderen Menschen schuldig ist: in der Achtung vor dem Mitmenschen.“

<sup>128</sup> R.Cattell, Vorwort des Übersetzers in E.Kretschmer, *The Psychology of Men of Genius* (1931), S.VII-IX; darin würdigt er auch *Körperbau und Charakter* als wichtigen Beitrag zur Aufklärung der biologischen Grundlagen, bedauert aber, dass Kretschmer seine Daten nicht veröffentliche.

<sup>129</sup> Kretschmer, *Geniale* (1929), Kap.4 „Die Züchtung der Begabung“; Inzucht als Vorzucht S.63, Kreuzung, Luxurieren, Genie S.68, Inzucht als Gefahr S.69, Mischung als Gefahr (Blutchaos) S.103.

<sup>130</sup> W.Lange-Eichbaum, *Genie - Irrsinn und Ruhm* (1928); Lange (1875-1949), Pseudonym Lange-Eichbaum, hatte in München und Berlin 1899-1904 Medizin studiert und war nach Reisen in Brasilien und Ostasien (1905-1906) an verschiedenen Orten in Deutschland (darunter Tübingen) als Psychiater tätig, zuletzt als Anstaltsarzt in Hamburg-Langenhorn: cf. *Wer ist's?*,

9.Ausg. (1928), S.909-910; *Kürschners*, 7.Ausg. (1950), Spalten 1165-1166, 2441. Das Geniebuch schrieb er in Tübingen, berichtet Mauz in „Robert Gaupp“ (1959), S.145.

<sup>131</sup> Lange-Eichbaum, *Genie*, hier zit. die 2. verm. Aufl. (1935): S.87-100 Unterkapitel „Der Schöpfer und seine Schaltungen“ S.100-134, „Schöpfer und Schaffen“ über Talent, Vererbung und Schaffensantrieb; fermentierende Zygote infolge polarisierter Eizellen S.343-345. 5.Abschnitt „Bionegative Quellen“ (S.213-349); „bionegativ“ an Stelle des Krankheitsbegriffs S.219-220; jede Abweichung von der Norm „abnorm“, manche „gleichgültig“, manche „biopositiv“ und andere „bionegativ abnorm“ (S.223); diese Abweichung ist nicht sozial bestimmt - etwa als untüchtig; vielmehr ist der Psychopath „primär biologisch unfähiger, mit der Umwelt fertig zu werden“, wofür vor allem auch die mangelnde Fortpflanzung spreche (S.233). Die Psychopathie ist als Möglichkeit einbezogen (S.250): „Die Psychopathie der Genies ist keine Folge, sondern ist die ganz gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesen-Psychopathie der Kliniken und Zuchthäuser. Nur dass eben noch ganz andere, übernormale Begabungsanlagen damit gepaart sind in derselben Person.“ Wie alles auf Erden biete das Bionegative „ganz verschiedene Wertfacetten“; die Frage sei für wen, wozu etc., nicht die der einheitlichen umfassenden Bewertung des Bionegativen: sei „Negerdenken“ (S.259).

<sup>132</sup> nennt sie lächerlich und grausam: *ibidem*, S.346-349.

<sup>133</sup> *ibidem*, S.57 Betonung der Eigenständigkeit des soziologischen Gesichtspunkt, verbunden mit Kritik an Adler: dessen Idee der überkompensierten Organminderwertigkeit „ließen wir uns wohl noch gefallen, wenn eine psychogene Dynamik gemeint wäre [...], aber Adler scheint es anders zu meinen.“ Genie als Anerkennung S.81, infolge Wertwirkung auf Gemeinde S.134. Kritik an Kretschmer S.128-130.

<sup>134</sup> Kretschmer, *Geniale*, 2.Aufl. (1931), S.98.

<sup>135</sup> Günther, *Rassenkunde* (1923), nordischer Adel S.325, 423, ostische Beimischung S.150-151.

<sup>136</sup> *ibidem*, S.98; Lenz, „Begabung“ (1921), S.292.

<sup>137</sup> Kretschmer, *Körp.Char.* (1921), S.179-180.

<sup>138</sup> Günther, *Rassenkunde* (1923), S.334-337.

<sup>139</sup> Eickstedt, „Betrachtungen“ (1924), S.447.

<sup>140</sup> *ibidem*, S.451.

<sup>141</sup> M.J.Herskovits, „Social Selection and the Formation of Human Types“, in *Human Biol.* 1 (1929), S.250-262, zit. S.257. Die Idee der selektiven und züchterischen Bedeutung ständischer Sonderungen wird auf den Kopf gestellt durch den Soziologen E.Hughes, der sich mit der Frage befasst, wie die unterschiedlichen Berufsarbeiten das Individuum formen, so dass bestimmte spartenspezifische Persönlichkeitstypen vorgefunden werden: „Personality Types and the Division of Labor“, in *Amer.J.Sociol.* 33 (1928), S.757-768.

<sup>142</sup> Eickstedt, „Betrachtungen“ (1924), S.448-449.

<sup>143</sup> Kretschmer, *Geniale* (1929), S.103.

<sup>144</sup> O.Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, Bd.2 (1922), S.122-123: wo „das Dasein immer wurzelloser“ werde, in den Metropolen der Zivilisation, resultiere „Unfruchtbarkeit“, wobei es sich um eine reale biologische Kausalität handele; zugleich liege eine „durchaus metaphysische Wendung zum Tode vor.“ Zivilisation definierte er im ersten Teil (1918) als Erstarrungs- und Niedergangsform der Kultur. - S. hier S.151.

<sup>145</sup> *ibidem*, S.132-133.

<sup>146</sup> ibidem, S.140: „Eine Rasse hat Wurzeln. Rasse und Landschaft gehören zusammen. Wo eine Pflanze wurzelt, da stirbt sie auch. Es hat wohl einen Sinn, nach der Heimat einer Rasse zu fragen, aber man sollte wissen, daß dort, wo die Heimat ist, eine Rasse mit ganz wesentlichen Zügen des Leibes und der Seele auch bleibt. Ist sie dort nicht zu finden, so ist sie nirgends mehr.“

<sup>147</sup> ibidem, S.388-399.

<sup>148</sup> cf. Pulzer, *Political Antisemitism*, S.304; darin zit. Spengler, *Neubau des deutschen Reiches* (1914), S.18.

<sup>149</sup> cf. A.Mohler, *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918 - 1932* (1950), S.20: Begriff in diesem Kontext gestiftet von Hugo von Hofmannsthal, der dieser Gruppe nicht angehörte. Cf. K.Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik* (1962), S.148-156.

<sup>150</sup> Das bekannte und viel aufgelegte Buch *Das Dritte Reich* von A. Moeller van den Bruck (1876-1925) hieß zunächst *Der Dritte Weg* (1923): cf. F.Stern, *Cultural Despair* (1961), zu Möller der dritte Teil (S.183-266), zu seinem ambivalenten Rassebegriff S.201. - E.J.Jung, *Die Herrschaft der Minderwertigen, ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein Neues Reich*, 3.Aufl. (1930): „Ein dem wahren Leben verbundener Mensch wird aus sich selbst Kräfte schöpfen, Gestalter blutsmäßiger Sehnsüchte zu werden.“ (S.11) Aber „die völkische Individuation“ sei nicht durch Gesetze der Naturwissenschaft bestimmt (S.20). Proklamiert „Blut und Heimat als Grundlagen der Gemeinschaft“, will aber Blut als Bande der Verwandtschaft, nicht als Rasse verstanden wissen (S.309-324, zit. der Titel des Unterkapitels). Edgar Jung (1894-1934), Dr.jur. 1920, wurde 1932 Berater des national-konservativen Politikers Franz von Papen (1879-1969), der 1933 mit seiner Beteiligung am ersten Kabinett Hitlers dessen Machtergreifung mit ermöglichte; Papen verließ das Kabinett noch im April 1933; die von ihm am 17.Juni des folgenden Jahres gehaltene „Marburger Rede“, in der er seine Kritik der nationalsozialistischen Politik darlegte, war von Jung verfasst; dieser versuchte, konservative Kräfte für einem Staatsstreich zu sammeln; er wurde im Zuge der Maßnahmen gegen den vorgeblich drohenden „Röhm-Putsch“ am 30.Juni 1934 festgenommen und starb im KZ Oranienburg: cf. Killy/Vierhaus (Hg.), *Deu.Biogr.Enzykl.*, Bd.5 (1997), S.378-379.

<sup>151</sup> E.J.Jung, *Herrschaft der Minderwertigen*, S.514-598; die hierneben noch geforderte Verhinderung der Vermischung „mit wesensfremdem Blute“ (S.588) wäre demnach nur gegen Schwarzafrikaner und Fernorientalen gerichtet.

<sup>152</sup> ibidem, S.103 Joch des Stoffes; S.120-122: Es sei „gefährlich, in ein Volk den Zwiespalt einer Einteilung nach rassisch Hochwertigen und rassisch Minderwertigen zu tragen.“ Antisemitismus sei ebenfalls spalterisch, bringe „Volk wider Volk“ und „Geist gegen Geist“ auf; Jung verweist die entsprechenden Rasselehren in das „Reich der Fabel“. Später verortet er dort auch die „Legende von der jüdischen Verschwörerschaft“ (S.668). Antisemitismus als „biologischen Materialismus“ S.126-127. Zugleich hatte er persönlich eine starke Abneigung gegen Juden: cf. Pulzer, *Political Antisemitism* (1988), S.302-303.

<sup>153</sup> Günther, *Rassenkunde* (1923), S.427.

<sup>154</sup> E.J.Jung, *Herrschaft der Minderwertigen*, S.28-30. „Wahre Ethik würdigt den Wert und vernichtet den Unwert, um den Hochwert zu schützen“, welcher „Ganzheit“ zum Ziel habe (S.97).

<sup>155</sup> ibidem, S.98-101.

<sup>156</sup> cf. G.L.Mosse, *German Ideology*, S.281; E.J.Jung, *Herrschaft der Minderwertigen*: „Die geistigen Ansätze einer neuen Zeit wachsen in der Seele der Einzelnen, der Führer.“ (S.10)

<sup>157</sup> cf. F.Stern, *Cultural Despair*, S.247, 265.

<sup>158</sup> E.J.Jung, *Herrschaft der Minderwertigen*, Individualismus und Selbstbestimmung S.66, das kommende Reich S.117: weder Nationalstaat noch Rassestaat, sondern Bund, in den „die Völker nach ihrem Werte und ihrer Kulturleistung abzustufen und einzubauen“ sind.

<sup>159</sup> ibidem, S.82, 86

<sup>160</sup> J.Herf, *Reactionary Modernism: Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich* (1984), S.1 reaktionärer Modernismus als idealtypisches Konstrukt: Kombination von „antimodernist, romantic, and irrationalist ideas“ und Ablehnung des Aufklärungs-Erbes einerseits mit andererseits „the most obvious manifestation of means-ends rationality, that is, modern technology“. S.48: Keine dieser beiden Tendenzen sei spezifisch deutsch gewesen, aber „nowhere else did the two coexist in such thorough forms.“ Während der reaktionäre Modernismus in Deutschland ein Teil des Nationalismus wurde, blieb er in anderen europäischen Ländern nur „one of the fads and fashions of the avant-garde.“ Thomas Mann erörtert das deutsche Paradox von Innerlichkeit und Weltherrschaft in „Deutschland und die Deutschen“, Vortrag gehalten in englischer Sprache in der *Library of Congress* in Washington anlässlich seines 70.Geburtages am 29.05.1945, in deutscher Sprache veröffentlicht in der in Stockholm herausgegebenen Zeitschrift *Die neue Rundschau*, Heft 1 (1945), und in idem, *Gesammelte Werke in Einzelbänden*, 18.Band, S.701-723. Kurt Sontheimer sieht im „Irrationalismus“ das „Signum der Weimarer Epoche“; eine dominierende „konservative Strömung des Irrationalismus“ habe den Untergang der Republik angestrebt: „Die politische Kultur der Weimarer Republik“, in Bracher/Funke/Jacobsen (Hg.), *Die Weimarer Republik* (1987), S.454-464, zit. S.463. Die Irrationalität des reaktionären Modernismus, der nicht pauschal die Vernunft verurteilte, ist in paradoxen Fügungen wie dem neuen Mittelalter zu sehen; als nichtdeutsche Beispiele einer technophilen und zugleich elitären und sogar entschieden faschistischen Tendenz nennt Alastair Hamilton in *The Appeal of Fascism* (1971) u.a. die italienischen Futuristen um Marinetti (S.3-5, 10).

<sup>161</sup> E.Krieck, *Menschenformung* (1925), S.2-3: Typus oder Urform eine „Idee im Sinne Platons, Wirklichkeit höherer Art“; das „wahre Urwesen“ sei nicht zeitlich und räumlich bestimmt, Zeitfolge ist Zufall; „es ist überall, wo aus Zeugung Gestalt wird.“ - „Wo immer aber ein urmenschlicher Wesenszug zur letzten Höhe gesteigert, zur vollen Reife entfaltet ist, da hat die Entwicklung ihren Sinn erfüllt im Hervorbringen eines klassischen Menschentums, eines vorbildlichen Typs.“ Krieck (1882-1947) war nach Ausbildung am Lehrerseminar Karlsruhe bis 1924 im badischen Volksschuldienst tätig; 1928 wird er Professor der Pädagogik an der Pädagogischen Akademie in Frankfurt a.M.: cf. Killy/Vierhaus (Hg.), *Deu.Biogr.Enzykl.*, Bd.6 (1997), S.105.

<sup>162</sup> Krieck, *Menschenformung*, S.4-7: Wechsel der Lebensverhältnisse - z.B. durch Migration in neuen Lebensraum - führt zu „Wandel der Daseinsformen“, der einen „ihm angemessen Menschentyps“ hervorbringt, wobei diesen Wandel „nur die mit Schöpferkraft begabten Menschen“ bewirken, die „Erzieher in oberster Instanz“. „Setzt sich der neue Typ als Herrscher an die oberste Stelle, dann bewirkt er eine Umschichtung der Gesellschaft und eine Umwertung bisheriger Wertsysteme.“ Hiezu kommt die reine Behauptung: „Die Zahl solcher Urtypen ist begrenzt [interessanter die Erweiterung:], die Möglichkeit ihrer Abwandlung in der geschichtlichen Wirklichkeit jedoch unbegrenzt [...]“

<sup>163</sup> weshalb zum Beispiel in ein und demselben Gebiet nebeneinander ein vegetarischer und ein karnivorer Stamm leben; nichts und niemand habe sie zu ihrer Diät gezwungen: ibidem, S.21, 59.

<sup>164</sup> Kretschmer, *Geniale* (1929), S.63.

<sup>165</sup> O.Bumke, *Langemarck* (1929), S.8: „Wir sehen den Weg und wir kennen den Führer nicht, aber wir glauben an den Weg zur Einigkeit und zur Freiheit und wir wollen ihn gehen, wo er sich zeigt.“

<sup>166</sup> H.Prinzhorn, „Gemeinschaft und Führertum: Ansatz zu einer biozentrischen Gemeinschaftstheorie“, in idem (Hg.), *Die Wissenschaft am Scheidewege* (1932), Festschrift für Klages zum 60sten Geburtstag, S.179-189, nach der biozentrischen Theorie gebe es das Individuum streng genommen gar nicht, denn es sei stets eingebunden in Gemeinschaft (S.179), und dies durch das wesentlich passive „Prinzip der lebensgerechten Einordnung“, gegen welches gelegentlich der prometheische Frevel nötig sei (S.184), eine notwendige „Gefährdung des Gemeinschaftsbestandes“ (S.187); begrüßt S.188 die Rückbesinnung auf Blut und Boden „angesichts des nahen Sieges der geheimen Vernichtungsmächte, die im Gewande der Fortschrittsideologien den größten Teil der unbelehrbaren Zeitgenossen schon narkotisiert hatten“. Jeder kleine „Fortschritt des menschlichen Geistes“ sei eine Störung der Gemeinschaft, aber der „Führerfrevler“, der „kraft einsamer Schau und kühnen Erobererdranges“ zu „neuen Ufern“ vorstoße, störe die Ordnung nicht nur, sondern zerbreche sie, löse Spannungen aus und ziehe „Neid und Haß der Masse“ auf sich, „bis die neue Gemeinschaftsaufgabe verstanden und in Angriff genommen wird (S.189).

<sup>167</sup> K.Hildebrandt, „Forensische Begutachtung eines Spartakisten“, in *Allg.Z.Psychiat.* 76 (1920), S.479-518; H.Stelzner, „Psychopathologisches in der Revolution“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 46 (1919), S.393-408. Über die Repräsentanten der Münchener Räterepublik der dortige 1.Assistent Kraepelins, E.Kahn: „Psychopathen als revolutionäre Führer“ (1919).

<sup>168</sup> Kretschmer, *Geniale* (1929), S.17-20: Revolutionen initiiert von denen, „die sich nicht wohlfühlen, daß heißt psychiatrisch gesprochen, von den seelisch Abnormen, den Nervösen, den Psychopathen, den Geisteskranken“, die von den „beiden äußersten Flügeln her die politische Lage beherrschten und ihre eigene Nervosität auf die Massenseele übertragend, das Gemüt oft erschöpfter und ruhebedürftiger Völker immer aufs neue in stürmischen Wellenschlag versetzten“. Aktivisten und Anführer sind „die Fanatiker, die stürmischen, verbissenen Affektmenschen, die Schwärmer und Prophetennaturen“ sowie die „dekadenten Literaten, die entgleisten Existenzen, die Überlebten und Blasierten, die einer neuen Sendung bedürfen, die Schwindler und Hochstapler, die Schwätzer und Poseure, die Mörder und Perversen“, - dieselben Menschen, „die uns Nervenärzten in ruhigen Zeiten alltäglich durch die Hände gehen“. „Die Psychopathen und Geisteskranken spielen also in der Entwicklung des Völkerlebens eine außerordentlich wichtige Rolle, die man mit der der Bazillen bildweise vergleichen kann. Ist die geistige Temperatur eines Zeitalters ausgeglichen und der soziale Organismus gesund, so wimmeln die Abnormen ohnmächtig und wirkungsschwach zwischen der Masse der gesunden Menschen herum. Zeigt sich aber irgendwo ein wunder Punkt, ist etwas faul und morsch, so werden die Bazillen alsbald virulent, angriffsfähig, sie dringen allenthalben durch und bringen die ganze gesunde Volksmasse in Entzündung und Gärung. [...] Die großartigen Fanatiker, die Propheten und die Schwärmer, wie die kleinen Schwindler und die Verbrecher sind immer da und die Luft ist voll von ihnen; aber nur, wenn der Geist eines Zeitalters sich erhitzt, vermögen sie Krieg, Revolution und geistige Massenbewegungen zu erzeugen. [...] Die Psychopathen sind immer da. Aber in den kühlen Zeiten begutachten wir sie, und in den heißen - beherrschen sie uns.“

<sup>169</sup> ibidem, S.154

